Die Zukunft.

Berlin, den 25. Mai 1901.

Draga.

Es war höchste Zeit. China zieht schon lange nicht mehr und aus Südafrika kam seit Wochen keine die Nerven aufrüttelnde Nachricht. Kanal und Zolltarif haben ihre Schuldigkeit reichlich gethan und das entschieden liberale Flehen, der Monarch möge in seiner Huld endlich die Konservativen zu Paaren treiben, konnte nicht jeden Morgen wiederholt werden. Sogar aus alten und neuen Scheusäligkeiten des verruchten Johannes von Miquel war kaum noch ein Zeilchen zu schinden. Die Verhaftung zweier Bankdirektoren und das wilde Frevelspiel amerikanischer Spekulanten durfte der maßvolle Mann nur mit leisem Finger streifen. Nur keine Sensation, die den Kapitalisten ängstet und eine Reprise erschwert! Den Börsen, die man jetzt lieber Märkte nennt, geht es ohnehin schlecht genug. Was also? Schon wurden die ewigen Wahrheiten, die während der politischen Saison mit Kamphertütchen im Polizeiarrest hängen, hervorgesucht, wurde der Lehre mit Katikatur [illegible] Wesen des Verfassungstaates, die Einheitlichkeit der Regirung und die Ziele verständiger Handelspolitik gefüttert. Auch Afghanistan und Australien kamen schon wieder an die Reihe, Smith und Mill wurden citirt und nächstens mußten die gefürchtetsten Themata auftauchen: die Kontingentirung der Steuern und die Berufung in Straffachen. Dabei schwindet erst nach Pfingsten die Inseratenfülle und der Metteur fordert gebieterisch Text, um die Annoncenseiten aufputzen zu können. Eine üble Lage für den zur Brillantenlieferung verpflichteten Redakteur ... Da kam vom Balkan die Rettung:

die ehrenwerthe Familie Obrenowitsch sorgte wieder einmal für einen Weltskandal. Im vorigen Spätsommer hatte der Serbenkönig Alexander seinen lieben Papa plötzlich weggejagt und eine frühere Hofdame seiner — schon länger verbannten — Mama, Frau Draga Maschin, zur Gattin erwählt. Das war für die heißesten Tage immerhin Etwas gewesen. Der neuen Königin, die den keuschen Schatz nicht allzu streng gehütet haben sollte, ließ sich Allerlei nachsagen, Dichtung und Wahrheit; und als der König, ehe er noch mit seiner Trauten vor den Altar trat, offen bekannte, er sei sicher, bald ein Kindlein küssen zu dürfen, als die Schwieger auf Postkarten ihres Sohnes gekrönte Frau ein lüderliches Weibsbild schalt, schmunzelte Europa in fröhlichster Operettenstimmung. Dann folgte die Thronrede, in der Alexander sagte, er werde seinen Vater nie wieder ins Serbenland lassen, also dürfe das Volk auf bessere Tage hoffen, Milan starb, mit dem Namen der Theaterspielerin Odilon auf bleicher Lippe, in Wien den Martyrtod und schnüffelnde Reporter schilderten uns anschaulich die Wochenstube, in der Saschas Kind dem Leib der Frau Draga entbunden werden sollte. Eine silberne Wiege; die Amme aus der Gegend der Schwarzen Berge; und der Weiße Zar wird Pathe sein. Jetzt ist der holde Wahn zerrissen. Frau Draga hat auf ein Kind vielleicht nie, einstweilen wenigstens sicher nicht zu hoffen. Russische, französische, österreichische, rumänische, serbische Aerzte haben sie untersucht und sämmtlich bescheinigt, von einer Schwangerschaft könne gar nicht die Rede sein. Der Chor der Accoucheure wird durch die Stimmen wirklicher oder angeblicher Autoritäten verstärkt, die sich, weil sie ihren Namen nicht ungern in den Zeitungen lesen, interviewen lassen, und die offiziösen Depeschenbureaux belehren den Erdkreis über die verschiedenen Formen eingebildeter Schwangerschaft. Die ganze Geschichte ist, so sollte man meinen, nur für das Ehepaar, allenfalls noch für das Serbenvolk wichtig. Doch es fehlt an Stoff; und die Thatsache, daß eine Königin wider Erwarten nicht in die Wochen kommt, hilft über eine leere Woche hinweg. Dem Schmunzeln ist helles Lachen gefolgt. Zu komisch: eines Gesalbten Frau, die sich in anderen Umständen glaubt, während sie an Metritis leidet! Um den Schein zu wahren, spricht man mit hochgezogenen Brauen von den möglichen politischen Folgen der Enttäuschung. Als ob irgend Jemand sich darum kümmert, welcher Advokat oder Medizinmann in Serbien Minister ist! Nein: der Skandal, die Sexualposse reizt die Neugier. Was mag, da so viel schon enthüllt wird, erst hinter den Coulissen vorgehen? Gewiß wollte die freche Abenteurerin — allmählich hat die Phan-

taſie aus der Ingenieurswittwe eine Theodora oder Meſſalina gemacht — ein fremdes Kind unterſchieben. Gewiß wird der betrogene König ſie mit Schimpf und Schande aus dem Palaſt treiben. Oder iſt er ſo dumm, die Schwindlerin bei ſich zu behalten? Der purpurne, mit breiten Hermelinſtreifen beſetzte Vorhang hat ſich ein Bischen gehoben: nun wirds im Prunkſaal gleich drunter und drüber gehen. Das Hinterhaus jubelt, weil auch vorn ſo ruppige Sachen paſſiren.

Ob die Sache auch ſo fürchterlich ſchiene, wenn ſie nur in einem Romanband lebte, nur, nach des antiſemitiſchen Patriarchen Wort, ein Problema wäre?

Ein junger König, den ein ſchlechter Vater gezeugt, eine ſchlechte Mutter erzogen hat. Ein lebhaftes Temperament; faſt gar keine Hemmungen. Unklare Träume von Freiheit und Völkerglück. Kein Mißtrauen; die Wohlfahrt der Nation das höchſte Ziel. Der Ekel trennt ihn vom Vater. Nun ſteht er allein; und die erſte erfahrene, nicht ganz reizloſe Frau hat ihn in ihrem Netz. In ihrer Nähe athmet er auf. Da weht nicht Hofluft. Da hört er Wahrheit, lauſcht er zum erſten Male der Stimme des Volks. Und wie beſcheiden die Liebſte iſt! Nichts will ſie für ſich. Die echte Slavin; ſelig, wenn des Mannes Fuß ihren Leib als einen Teppich berührt; jede Laune, jede Mißhandlung ſogar wird lächelnd, beglückt ertragen. Das kannte der König noch nicht. Und dieſe Frau, die nur ſein Leben mitlebt, ſoll er zur Maitreſſe machen? Etwa gar eine der höfiſch konventioneller Ehen ſchließen, von denen er als Knabe ſchon ſo Uebles vernahm? Dem eben vom Hoflupanar befreiten Lande wieder das Schauſpiel unzüchtigen Wandels bieten? Nein. Sein Liebchen ſoll auch ſeine Königin ſein. Daß ſie ein Bürgerkind iſt, wird ihm vom Volk gedankt werden. Doch ſie gab ſich ohne Ring am Finger ſchon einem Manne. Sie ſelbſt hat es ihm geſtanden, als ſie in ſeinem Arm lag und mit geſchloſſenen Augen flüſterte, ſie dürfe jetzt hoffen, durch ſeiner Liebe Kraft das reinſte Mutterglück kennen zu lernen. Das Geſtändniß that ihm, er kann ſichs nicht verhehlen, nicht einmal weh. La femme, enfant infirme et douze fois impure! Und wie oft mochten alle Verführerkünſte an dieſer Schönheit erprobt ſein. Ein Wunder noch, daß ſie ſich ſo hielt. Nun, da ſie ſein Kind trägt, ſoll er ſie verlaſſen, ſie als Kebſe unter das Hofgeſchmeiß ſtoßen? Zwar: die Gute heiſcht nichts Anderes. Manchmal, ſagt ſie in ſingendem Märchenton, während ihr warmer Athem ſein Haar zittern läßt, manchmal wirſt Du mich beſuchen. In meiner Einſamkeit, dem Tempel treuen Gedenkens, dem Heim Deines

Kindes. Mit Deiner Herrscherlust wirst Du und mit Deinen Sorgen kommen und Die stets finden, die Du gerade suchst. Dann plaudern wir; auch von des Volkes Noth und Sehnen. Davon hörst Du auf Deiner Höhe nichts; davon kann nur ein in dumpfer Niederung erwachsenes Wesen Dir erzählen. Und keine Eifersucht, nie ein Laut der Klage. Wie sollte ich, die so begnadet ward, mein Geschick nicht preisen? Vielleicht ists ein Knabe. Der soll überreichlich dann Alles haben, was Dir Aermstem fehlte ... Vielleicht ists ein Knabe ... Der Entschluß ist gefaßt. Die letzte Ueberraschung, liebe Mitbürger! In Eurer Mitte fand ich mein Weib. Und zum Zeichen, daß es fortan zwischen uns keine Heimlichkeiten giebt, sage ich Euch, sage ich vor der Welt: Die ich zum Altar führen will, trägt meiner Liebe sprossenden Keim unter dem Herzen. Die Frau erbebt, als sie das Wort hört. Seit sie die Hoffnung aufleuchten, die Treppe zum Thron ihrem Fuß frei sah, hat sie gekämpft, mit der Zähigkeit einer Verwöhnten, die ihren Reiz welken fühlt und der auf goldener Bettstatt ein weiches Lager winkt. Jetzt ist sie verpflichtet: sie schuldet dem Lande ein Kind. Soll an der einen Lüge der ganze Plan scheitern? Eine Königin vermag viel. Und sie will ihn ja glücklich machen, will ja dem Volk einen guten König geben. Ein Leben lang hat sie sich im Dienst roher, trunkener, perverser Männer geplagt, sinnlosen Begierden Sättigung geschafft und unter Taumelnden die traurige Rolle der heiteren Animirdame gespielt. Keine List blieb ihr fremd, aus jeder Gefahr wand sie behend sich heraus. Nur geduldige Ruhe: es wird, es muß auch diesmal gehen. Ein Arzt, ein galanter Franzose, bescheinigt die Schwangerschaft. Monate sind gewonnen. Da platzen barsche Moskowiter herein. Mit Denen ist nichts zu machen; und zu dem Mittel, das, um Männer zu kirren, eine Messalina gewählt hätte, mag die nur nach modernem Maß Ruchlose nicht greifen. Immer wieder muß sie vor dem nüchternen Blick Sachverständiger die Scham entblößen und immer bleibt es bei dem Spruch: In diesem Leibe reift keine Frucht. Sogar die kleine Alltagskomoedie einer fausse couche wird ihr versagt. Da kann nur Eins noch versucht werden, das Aeußerste: Ich log, weil ich Dich liebe, weil ich Dich nicht verlieren, ohne Dich nicht fortleben kann, — nun verdamme mich, zertritt das Gewürm, das Dir im Staube nachkroch! Das Leid kleidet sie gut. Und der König umschlingt den zuckenden Leib: Ich lasse Dich nicht, halte Dich fest als meine Gehilfin. Und schenkt uns das Schicksal kein Kind, so lehrt es mich doppelt Dich lieben.

Ist die Geschichte nicht rührend? Der König hätte alle Herzen für sich, der Königin würde der strengste Richter mildernde Umstände zuerken-

nen und die Spötter könnten sich in Acht nehmen. Doch sehr schön, daß es noch so ideale Herrschergestalten giebt. Und die arme Frau! Du lieber Himmel: wer hat im Ehebett nicht schon eine kleine Nothlüge entdeckt?

Jetzt ist Majestät Mob unnahbar grausam. Jetzt thut Jeder, als kennt die Weltgeschichte nur tugendsame Königinnen. Und außer dem spaßhaften Zwiespalt des sittlichen Gefühls, das, was es in der Fabel bewundert, im Leben verlacht und verachtet, zeigt dem Betrachter sich noch ein ernsteres Schauspiel. Unter dem Firniß leben die alten Gedanken. Die gepriesene Bildung des Jahrhunderts hat an dem Sinn der Menge nichts Wesentliches geändert. Wir waren Rationalisten, sind Deterministen und Demokraten, aber wir gestatten den Königen nicht, Menschen zu sein, und rümpfen die Nase und ringen die Hände, wenn ein sechsundzwanzigjähriger Kronenträger handelt, wie auf dem weiten Rund der Erde täglich Legionen verliebter Fante in hitziger Thorheit handeln. Könige sollen im Hermelin, mit Krone und Szepter ins Bett gehen und Königinnen sollen in frommer Ergebenheit warten, bis der Storch klappernd naht und sie ins Allerhöchste Bein beißt. Dann fließt blaues Blut und in güldener Wiege zappelt eine Prinzessin oder gar ein Prinz. So war es immer und so soll es bleiben. Den ärgsten, durchsichtigsten Schwindel hätte man dem serbischen Alexander verziehen; seine kecke Aufrichtigkeit ist unverzeihlich. Ueberhaupt paßt es sich nicht, daß ein souverainer Herr eine bürgerliche Wittwe heirathet, noch dazu eine, die nicht so keusch gelebt hat wie Katharina und Elisabeth, Eugenie und Isabella. Alle Putzmacherinnen ärgern sich an den doch sicher ganz hölliſchen Machinationen, die der dunklen Dame auf den Thron geholfen haben, — die selben Putzmacherinnen, die den hier knapp und kunstlos skizzirten Hintertreppenroman verschlungen und seiner Heldin aus Papierblumen Kränze gewunden hätten. Ja, liebe Leute, warum zetert Ihr dann, wenn die Monarchen sich auf ihr Gottesgnadenthum berufen? Sie kennen Euch ganz genau und wissen, was Euer Gaumen begehrt. Vor Eurem Richterstuhl ist Draga nicht zu retten. Merkwürdig ist nur, daß noch keinem sozialdemokratischen Feuilletonisten der Einfall gekommen ist, Saschas Frau als die gehetzte Proletarierin zu symbolisiren, die mit leidenschaftlichem Griff die höchste Gewalt an sich reißt und die Monarchie zur Unfruchtbarkeit verdammt. Vielleicht erleben wirs noch. Einstweilen müssen wir uns mit der Lehre begnügen, die zwischen den unbenutzten Windeln der politischen Wochenstube am Balkan zu finden war.

Pobedonoszew.*)

Die im ersten Stock des Grand Hotel in Wien gelegenen Räume, die die Ecke zwischen Kärtnerring und Akademiegasse bilden, beherbergten im Herbst 1896 einen der meistgenannten Männer unserer Zeit, einen, wie man sagt, der Mächtigen dieser Welt.

Wer kennt nicht den Namen des Oberprokurators des Heiligen Synod? Wer hat nicht gehört von Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew? In einem geräumigen Salon, in den das Licht durch fünf große Fenster einfiel, empfing er mich des Oefteren; und dabei verbreitete er sich über einige Probleme, die die russische Welt bewegen.

Der Oberprokurator ist ein schmächtiger, nun vierundsiebenzigjähriger Mann, aus dessen Gesichtszügen uns ein strenger Geist entgegenweht. Seine durchdringenden, mit einer schwarzen Hornbrille bewaffneten Augen fixiren den Zuhörer, während er sich in temperamentvoller Rede ergeht. Er muß gewöhnt sein, in der großen Welt zu leben, denn in beträchtlichem Grade besitzt er die Gabe des Causeurs, die er besser entfaltet, wenn er französisch spricht, als wenn er sich des Deutschen bedient. Das Französische ist ihm sehr geläufig. In deutscher Sprache drückt er sich mit einiger Härte und Anstrengung aus. Aber selbst wenn er französisch plaudert, wirft er von Zeit zu Zeit ein deutsches Wort dazwischen, einen wissenschaftlichen oder literarischen Terminus. Sehr bald bekommt man den Eindruck, daß er über Alles au courant ist, was die historische und theologische Publizität in Europa zeitigt. Ein Einschlag von Gläubigkeit zieht sich durch seine Gespräche. Mehr vom Standpunkt des Glaubens als der Kunst äußerte er sich auch über Das, was er zuletzt auf Reisen gesehen hatte. Er war eben aus Italien zurückgekehrt, hatte manche Woche im Venezianischen und Lombardischen zugebracht, hatte an den Schönheiten von Venedig, Mailand und auch Bellagio seinen vielbeschäftigten Geist ausgeruht.

Ich dachte nun, das allgemein Menschliche, das er in den idealen Gebilden der Kunst in Italien zu sehen bekommen hatte, müßte sein starres Herz erweicht haben, und so lenkte ich, durch Alles, was ich über ihn gehört, in der Vorstellung befangen, einen Großinquisitor vor mir zu haben, der die Einen kneble, um die Seelen der Anderen zu retten, absichtlich die Rede auf die Liebe athmenden Offenbarungen der italienischen Malerei, die doch nicht zu den Mitgliedern einer Kirche, sondern zu allen Edleren sprechen.

---

*) Ein Abschnitt aus dem im „Allgemeinen Verein für deutsche Literatnr" (Paetel) in Berlin nächstens erscheinenden Buch „Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen".

Er nahm mit Behagen diesen Faden auf und erzählte von einem Besuch, den er in der Brera zu Mailand gemacht: wie er mit Entzücken vor Raffaels Lo sposalizio gestanden hätte und welch warmer Ton auf diesem Gemälde läge, das die Vermählung der Heiligen Jungfrau darstellt.

Ich erwartete nun, aus dem Munde des Mannes, in dem wir uns vielleicht nur nach dem Hörensagen gewöhnt haben könnten, eine Art Torquemada oder Arbues, einen Ketzerverfolger, einen Ketzerrichter zu sehen, milde, weiche Töne über das Walten der Religion zu vernehmen, deren hoher Diener er in seinem Vaterland ist. Während er eine Pause machte, verdichtete sich vor meinem Auge der Gegensatz zwischen dem goldenen Gemälde des Urbinaten, auf dem sogar die zurückgewiesenen Freier mit ihren verdorrten Stäben in versöhnender Auffassung erscheinen, und dem von mir sitzenden dürren Mann, der nach der Zeitlegende in den Wäldern Rußlands die Scheite bräche, um sie für Andersdenkende anzuzünden. Und mir war es, da er so einen Augenblick schwieg, als ob sich seiner Brust der schrille Ruf entringen wollte: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!“

Da hob er nun an, zog das Künstlerische auf den Boden des positiven Glaubens und bemerkte, daß das Leben ohne Religion nichts sei, daß der Glaube Berge versetze, daß unsere Zeit, indem sie nicht glaube, krank, sterbenskrank sei und daß die Erhaltung des Glaubens der Väter der Fundamentalartikel für jeden russischen Politiker sein müsse. Das deutsche Wort „Zersetzung“ schien ihm den moralischen Zustand der Gegenwart am Besten zu kennzeichnen und so flocht er wiederholt den Ausdruck in die Konversation, auch als diese französisch geführt ward. Er sagte von den modernen Denkern: „Sie haben zersetzt, sie haben nicht zu bauen gewußt. In der Sphäre des Christenthumes zumal haben die Häupter der tübinger Schule — er meinte Baur und Strauß — Unheil angerichtet und Göttliches zerstört. Sie haben eine Welt von Schutt und Trümmern geschaffen.“

Ich erlaubte mir, zu bemerken, Europa hätte sich gewöhnt, in Seiner Excellenz einen Hort der Rechtgläubigkeit zu sehen, der von seinem orthodoxen Standpunkt aus den Andersgläubigen feindlich gesinnt sei.

Mit Lebhaftigkeit fiel er nun ein: „Ich bin ein unglücklicher Mensch. Die Welt lebt in dem Wahn, Alles, was in Rußland geschehe, werde durch mich gethan. Ich, heißt es, beeinflusse die Gesetzgebung in der Richtung der Unduldsamkeit, ich, sagt man, verfolge die Juden und treibe sie aus. Ich sei es auch, der den Katholiken nachsetze. Alles, alles Russische, was in Europa mißfällt, wird in den Namen Pobedonoszew hineingelegt. Ueberzeugen Sie sich da einmal selber, daß man mir nicht einmal jetzt Ruhe läßt, wo ich zur Erholung außerhalb des Vaterlandes weile.“

Und er las mir einen eben eingetroffenen anonymen Brief vor, in

dem der Schreiber ihm ans Herz legte, die Juden besser zu behandeln. „Es ist", äußerte er, „ein recht harmloses Schriftstück, — harmlos im Vergleich mit gewissen Drohbriefen, ja sogar Todesurtheilen, die mir wegen meiner angeblichen Grausamkeiten manchmal zugehen. Es hat sich eben eine verhängnißvolle Fama um den Namen Pobedonoszew gebildet, in dem sich für Europa das böse Prinzip verkörpert."

„Und könnten Eure Excellenz nicht durch entschiedene Erklärungen die, wie sie sagen, befangene Meinung der Zeitgenossen vor der Oeffentlichkeit zerstören?"

Er erwiderte hart: „Die Oeffentlichkeit setzt sich aus lauter Lüge zusammen. Und wer möchte die von gewissen nach Effekt und Sensation jagenden Skribenten erdichteten Legenden alle desavouiren, die vor unseren eigenen Augen aus dem Nichts erstehen?"

„Wir können also," fiel ich ein, „aus der Art, wie sogar die Zeitgeschichte gemacht wird, die Mancher, zum Beispiel Eure Excellenz, nach vielen Richtungen hin zu kontroliren im Stande ist, die Legendenbildungen früherer Tage beurtheilen?"

„O, an den schönen Legenden der Vorzeit mag ich nicht rütteln lassen. Sie sind unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit wahrer als die Geschichte, die auf Raub, Mord, Schande, Schuld basirt. Doch um zu den angeblichen Verbrechen zurückzukehren, wegen deren mich die öffentliche Meinung Europas ächtet, so versichere ich Sie: mein Ressort ist die orthodoxe Kirche und nur diese. Die Maßregeln gegen die Juden gehören nicht in meine Domäne. In Europa bestehen übrigens durchaus unrichtige Vorstellungen von den Motiven der Entscheidungen, die die russische Regirung gegen die Juden getroffen hat. Die Judenfrage ist uns keine religiöse Frage. So wenig wie die Katholiken werden die Juden aus konfessionellen Gründen mit Unduldsamkeit behandelt. In Petersburg kennt man jene Intoleranz nicht, die jetzt etwa in Wien vorhanden ist. Der russische Staat kann sich wohl an Duldsamkeit mit manchem anderen messen, der da meint, im Alleinbesitz der Gesetze der Menschlichkeit zu sein. Jede Glaubensgenossenschaft darf sich, ohne daß ihr die Behörde auch nur die geringste Schwierigkeit bereitet, in Rußland ihre Kirchen bauen. In Oesterreich, wo der Staat auf katholische Glaubenseinheit hält, ist Das vielleicht weniger einfach ... Die Judenfrage ist uns Russen ein rein wirthschaftliches Problem; und was unsere Stellung zu den Katholiken anbelangt, so ist sie eine national-staatliche. Die Bekenner der römischen Kirche identifiziren sich leider ganz mit dem Polenthum. Das können wir nicht ruhig hinnehmen. Die Maßregeln gegen die Katholiken gelten also eigentlich den Polen. Die Juden wieder dürfen wir als die wirthschaftlich Starken nicht gewähren lassen. Ich sage es offen heraus: die

Russen können in der Konkurrenz mit den Juden nicht aufkommen. Die Juden Rußlands sind religiös, mäßig und hängen mit Innigkeit an ihren Familienbanden. Ihre Zähigkeit ist unvergleichlich. Was sich der Jude bei uns in den Kopf setzt, Das führt er aus, im Guten und im Schlimmen. Auf dem Lande und in den kleinen Städten schlägt er Alle aus dem Felde. Juden waren es, die die Schänken hielten und die Bauern benachtheiligten und bewucherten. So ward der Jude Rußlands zu einer wirthschaftlichen Gefahr für die Landbevölkerung. Und Dies um so mehr, als er jung zu heirathen pflegt und zahlreiche Nachkommenschaft hat. Sein Familienleben macht ihn den Anderen überlegen. Aber auch in den höheren Ständen war der Jude durch seine radikalen Anschauungen in unliebsamer Weise bemerkbar. Gewiß: es giebt unter unseren Juden tüchtige Advokaten, hervorragende Aerzte und sie nehmen eifrig an geistiger Arbeit Theil. Aber wer könnte ihnen den Hang zum Radikalismus absprechen? Sie stellen an unseren Universitäten ein großes Kontingent von Sozialisten und Nihilisten . . ."

„Und sollten nicht", wandte ich ein, „die allgemeinen Gesetze den Juden gegenüber so gut ausreichen wie gegenüber den Anderen? Wird nicht Rußland dadurch, daß es die Juden schlecht behandelt, Schaden nehmen? Soll die Austreibung der Juden etwa dem Handel und dem Verkehr Nutzen bringen? Leidet nicht Spanien, das wirthschaftlich so tief gesunken ist, noch heute darunter, daß es seine Juden, die ein hervorragendes Element der Kultur und des Wohlstandes waren, vor Jahrhunderten ausgetrieben hat?"

Pobedonoszew: „Vergleichen Sie nicht Spanien mit Rußland! Bei uns ist es, wie gesagt, wirthschaftliche Nothwehr, dort war es religiöser Zelotismus. Das christliche Spanien wollte sich der Mauren und der Juden als Andersgläubiger entledigen. Wir dagegen sind keine Glaubensfanatiker. Wir würden auch zur katholischen Kirche anders stehen, wäre sie nicht die feurige Agentin des Polenthumes. Ermessen Sie an einer einzigen Thatsache, wer fanatischer ist: die katholische Kirche mit dem Papst an der Spitze oder die orthodoxe, deren Oberhaupt der Zar ist. Die römische Kirche verbietet dem Katholiken, ein Gotteshaus orthodoxen Glaubens zu betreten. Der Orthodoxe dagegen kann eine katholische Kirche besuchen, ohne daß ihn eine Strafe trifft. Wenn ich, der ich ein so hohes Amt in der orthodoxen Kirche bekleide, zufällig in einem Ort weile, wo keine Kapelle unseres Ritus ist, so darf ich in ein katholisches Gotteshaus treten und das Sakrament in der Form der römischen Kirche empfangen. Darf man also sagen, daß wir Fanatiker seien? Rom freilich hat den Gedanken nicht aufgegeben, uns an sich zu reißen. Papst Leo XIII. ist ohne Zweifel ein starker Geist, aber wenn er von der Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen träumt, so ist Dies nur Chimäre... Der katholische Klerus darf sich auch

kaum darüber beklagen, daß wir ihm nicht konziliant begegneten. Als Kardinal Agliardi bei der letzten Zarenkrönung als Abgesandter des Papstes in Moskau weilte, gab er ein Mahl, bei dem ich mein Glas auf alle homines bonae voluntatis leerte. Er war zufrieden damit... Doch wie könnten wir dem Polonismus der katholischen Geistlichen mit verschränkten Armen gegenüberstehen? Der Katholik in Deutschland fühlt sich als Deutschen. Der Katholik in Rußland fühlt sich nur als Polen. Und wir denken nicht etwa daran, dem Polen zu verbieten, seine Sprache zu lernen, seine Sprache zu sprechen. Wir wollen nur im Staatsinteresse, daß das Russische überall Amtssprache sei, als offizielles Idiom in amtlichen Schriftstücken figurire. Ist damit gesagt, daß wir den Polen wehren, ihre Sprache, ihre Literatur zu pflegen?... Freilich: den Gegensatz, der zwischen der russischen und der polnischen Volksseele besteht, möchte und könnte ich nicht wegleugnen. Der Russe ist ernster und gründlicher, der Pole mehr äußerlich angelegt, glatt, prunkvoller Repräsentation und chevalerésken Formen zugethan. Dem Polen verdanken wir so manches Uebel, auch den Zustand, in dem sich der Jude befindet, der gewöhnt war, den Shlachzizen zur Hand zu sein, und der noch heute in Ermangelung eines wirklichen Mittelstandes in Polen zwischen dem glanzvollen Adel und der armen, elenden Volksmenge steht."

Das Gebot der Höflichkeit erforderte, daß ich dem Oberprokurator nicht zu scharf opponirte. Keineswegs aber ließ ich es an der Andeutung fehlen, daß mir seine Darstellung der Dinge zu sehr von seinem eigenen retrograden Geist, von seinen eigenen Neigungen diktirt scheine, daß von dem Ausland und vielleicht auch von den aufgeklärten Russen die jüdische und polnische Frage in Rußland auf Grund anderer Thatsachen und anderer Ideale in anderem Licht gesehen würden. Ich konnte wohl nicht den vor mir stehenden Mann und mit ihm die Machthaber Rußlands offen des crimen laesae majestatis an dem Menschengeschlecht zeihen und begnügte mich, mit kühlem Zweifel seine Argumente aufzunehmen.

Es wollte mir nicht recht einleuchten, warum Unduldsamkeit, aus wirthschaftlichen Motiven hervorgegangen, weniger grausam sein sollte als solche, die auf religiöser Grundlage ruht und sich doch wenigstens mit einem idealen Mantel drapirt. Mir schien die Judenverfolgung in Spanien oder die Hugenottenverfolgung in Frankreich, die doch zur angeblichen Ehre Gottes ins Werk gesetzt waren, fast eher zu entschuldigen als eine auf materielle, ökonomische Berechnung gestützte Unterdrückung. Der Gott Pobedonoszews kam mir zu einem erbärmlichen wirthschaftlichen und nationalen Schutzzöllner degradirt vor.

Ich fragte den Oberprokurator, ob er in Rom geweilt und welche Eindrücke er in der Hauptstadt des Katholizismus empfangen habe. Zu

meinem Befremden vernahm ich, er sei nicht nur diesmal nicht, sondern überhaupt nie in Rom gewesen.

Vielleicht beurtheilt er bei all seinem reichen Wissen und den vielen Erfahrungen die Dinge doch mehr aus dem engen russischen, vielleicht gar nur moskowitischen Gedankenrahmen heraus als aus den Weltbeziehungen, die doch jede höher gestimmte Seele zu unterhalten den Beruf hätte.

Anziehend aber war es mir, daß er die Komoedien der eben abgelaufenen pariser Festwoche, in der Zar Nikolaus Gast der Republik gewesen war, als keinen allzu großen Gewinn für die Weltmoral und nicht einmal für die russische Bilanz anschlug. Er sprach mit gediegenem Ernst über die Posen der Boulevard-Politiciens, über die rhetorische Charlatanerie an der Seine. Was er sagte, schien mir eine glückliche Ergänzung Dessen, was Tolstoi einmal zu dem fanatischen Déroulède geäußert hat.

Noch Anderes besprachen wir: die Frage des Schulzwanges, die Emanzipation der Frauen, die Wirkung der modernen russischen Schriftsteller auf unsere Zeit. Pobedonoszew erklärte, er müsse sich gerade im Interesse der Freiheit gegen den Schulzwang bäumen. „Will man", sagt er, „die Leute nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so muß man die armen Würmer zuerst kleiden und den Eltern einen materiellen Ersatz für den Schaden bieten, den ihnen die Abwesenheit der Kinder von Haus und Arbeit bringt." Auch über die Frauen bekennt der Oberprokurator Gesinnungen, die im Gegensatz zu den emanzipationfreundlichen Strömungen im russischen Reich stehen. Pobedonoszew will nicht, daß sich die Frauen von der Häuslichkeit entfernen. „In Rußland", meint er, „sind die Frauen übrigens nicht zu beklagen. Die Gesetze haben ihrer Individualität von je her größeren Spielraum gewährt als in anderen Ländern. In der Ehe giebt es Vermögenstheilung; die Frau hat ein altes Anrecht auf Besitz. Sogar in Bezug auf die Munizipal- und Provinzialwahlen ist sie kein Wesen niederer Art. Ich kann mich aber nicht für Ideen erwärmen, wie sie etwa William Lecky in seinem neusten Werk Liberty and Democracy ausspricht, wo er der äußersten Emanzipation das Wort redet."

„Lecky! Ich bin mit dem englischen Denker gerade vor ein paar Wochen in Wien zusammengetroffen, wo er mit seiner Frau einige Zeit weilte, um die architektonischen Schönheiten und die prächtigen Museen unserer Stadt kennen zu lernen. Wenn der Engländer aber, selbst im Besitz einer nicht gewöhnlichen Frau, Mrs. Elisabeth Lecky, deren Feder man zuweilen in Macmillans Magazine begegnet, mit seinen emanzipationfreundlichen Ideen über die Frauen Eurer Excellenz wenig aus der Seele gesprochen hat, so mögen Sie sich desto mehr von seinen Betrachtungen über den Niedergang des Parlamentarismus angezogen gefühlt haben. Der berühmte Historiker

— er ist selbst Mitglied des Hauses der Gemeinen — findet ja, daß die zu große Erweiterung des Wahlrechtes und das Sinken der Völker einander wie Ursache und Wirkung bedingen und daß die wahre Freiheit von dem suffrage universel getötet werde, wie denn auch nach ihm die blühendsten Finanzen unter der Wucht des allgemeinen Stimmrechtes niedergehen".

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen", bemerkte der Anwalt der Zarenautokratie, „daß Lecky in mir mit seinen Worten über die parlamentarische Vielrednerei und konstitutionelle Verderbniß sympathische Saiten berührt. Rußland zumal sehnt sich ganz und gar nicht nach den angeblichen Segnungen einer Verfassung."

Der berühmte Engländer führte uns auf andere englische und amerikanische Schriftsteller und ich konnte hören, daß Pobedonoszew sich eingehender mit Carlyle und Emerson beschäftigt, ja sogar manche ihrer Arbeiten ins Russische übersetzt habe. „Ich versuchte mich überhaupt", so erzählte er, „in früheren Jahren im Uebersetzen. Meine russische Uebertragung der czechischen ‚Memoiren des Grafen Wratislaw' über seine Gefangenschaft bei den Türken hat eine gewisse Volksthümlichkeit bei uns erlangt. Die Geschichte dieser Gefangenschaft, die in das siebenzehnte Jahrhundert fällt, ist unter den Slaven so bekannt geworden wie das Martyrium Silvios Pellico unter den Italienern." Doch, fuhr er fort, seien ihm diese und ähnliche literarische Arbeiten nur eine Erholung von seiner eigentlichsten Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft gewesen. Er gedachte nun seines dreibändigen, in mehreren Auflagen erschienenen „Systems des russischen Civilrechts" und seines sechsjährigen Lehramtes an der juristischen Fakultät der Universität Moskau.

„Moskau," fiel ich ein, „beherbergt einen Ihrer hervorragendsten Geister. Die Gemeinde Tolstois erstreckt sich über ganz Europa."

Er entgegnete: „Ja, er hat einen großen Namen in der Welt. Aber Sie werden begreifen, daß er mir, so wie er sich nun seit Jahren giebt, nicht gerade Bewunderung entlockt. Er endet als Prophet, wie einst Gogol. Er spricht aus Wolken heraus. Nun, ich muß es mir versagen, das Prophetenthum Tolstois anzuerkennen . . ."

Drei Jahre nach meinen ersten Zusammenkünften begegnete ich Pobedonoszew, als er, auf dem Heimwege von seiner Sommerreise nach Petersburg begriffen, sich im Herbst 1899 wieder einige Tage in Wien aufhielt.

Er hatte sich seitdem nicht besonders verändert. Wenn er inzwischen auch die Schwelle der Siebenzig überschritten hatte, war er doch lebhaften Geistes geblieben. Er plauderte mit dem alten Eifer, zunächst über seinen Sommeraufenthalt in Salzburg, wo er vier Wochen in angenehmster Weise verbracht habe und wohin er immer wieder gern zurückkehren werde. In Wien weile er nur vorübergehend, auf der Durchreise nach Petersburg, wohin ihn wieder

die Pflichten seines mühsäligen, arbeitreichen Berufes riefen. „Ich verfolge", sagte er, „auch zu Hause die Vorgänge in Oesterreich. Doch weiß ich nicht, wie Ihre parlamentarischen und politischen Wirren beigelegt werden sollen."

„Wir sind", bemerkte ich, „Alle darüber im Unklaren, denn die Konfusion ist groß. Ist es richtig, daß die czechischen Aspirationen einen Rückhalt an den Sympathien der Russen finden?"

„Die Czechen! Sie sind ja ganz im Banne der deutschen Bildung!"

„Excellenz wollen damit sagen, daß die Czechen in die Schule der Deutschen und nicht der Russen gegangen seien?"

Pobedonoszew: „Gewiß. Und wie wollten sie ihre Abhängigkeit von deutschem Wissen verleugnen? Ich habe übrigens den Eindruck, daß es ihnen heute an bedeutenden Männern fehlt. Sie haben keine Führer wie ehemals. Oder soll man etwa eine ihrer heutigen politischen Autoritäten mit einem Palacky und anderen hervorragenden Geistern, denen ich einst persönlich nah stand, in eine Linie stellen?"

„Excellenz haben soeben den Namen Palacky ausgesprochen. Sie erinnern sich, daß bei dem vor Kurzem gefeiertenen Palacky-Jubiläum in Prag General Komarow im Namen der Russen sprach?"

„Es wundert mich, daß man hier diesen Mann so ernst nimmt. Komarow und sein Gefolge genießen wenig Kredit bei uns in Petersburg."

Und Pobedonoszew fügte hinzu, die Czechen hätten kein Recht, sich in ihrem Kampf gegen die Deutschen auf russische Patronanz zu berufen.

„Und die Slavische Wohlthätigkeit-Gesellschaft?"

„Ach was! Wir Russen sind höfliche Leute, höflich auch gegen die Czechen, wenn sie zu uns nach Rußland kommen. Das ist aber Alles . . . Und gestatten Sie mir die Bemerkung: Welchen Grund haben wir Russen denn, anders als objektiv dem Antagonismus zwischen Slaven und Deutschen in Oesterreich gegenüberzustehen? Sollen wir vielleicht für die Polen in Galizien schwärmen? Sollen wir die österreichischen Polen dafür loben, daß sie die Russen so hartnäckig unterdrücken?"

„Excellenz meinen wohl die Ruthenen?"

„Ach, Ruthenen! Das ist nur ein Name. Sie sind unseres Stammes und unserer Religion und darum sage ich Russen. Sie werden von den Polen in Galizien geknechtet und sind auch geknechtet in der Bukowina."

„Excellenz gelten allerdings nicht als ein Freund der Polen. Doch auch die Katholiken in Kongreß-Polen behaupten, von Rußland bedrängt zu werden."

„Und ich bin wohl dem Auslande der Unterdrücker par excellence? Es ist falsch, was die Zeitungen über mich verbreiten. Man überschätzt meinen Einfluß. Ich erscheine vor Kaiser Nikolaus einmal im Monat, erstatte ihm Bericht, sehe ihn gewöhnlich eine Viertelstunde. Ich bin durchaus

nicht allmächtig in Rußland. Mein Ressort ist begrenzt*). Nicht einmal Das, was man unter Kultus zusammenfaßt, untersteht mir ganz. Vieles davon fällt in das Ressort des Ministers des Innern. Ich habe eine Stimme im Minister-Komitee wie andere Minister. Ich bin auch Geheimer Rath und Staatsrath, bekleide noch andere Würden; aber ich wiederhole: ich bin nicht allmächtig. Es widerspricht der Wahrheit, wenn man mich als Feind der Katholiken ausgiebt, wenn man von Rußland überhaupt sagt, daß es die Katholiken verfolge. Bei uns treten manchmal Russen zur römischen Kirche über; sie thun es offen und leiden dafür keine Strafe. Nur insoweit der Katholizismus ein Instrument des Polonismus ist, müssen wir ihm, wie ich Ihnen schon vor Jahren erklärte, an den Leib rücken. Wir bekämpfen, ich wiederhole es, die Polen, nicht die Katholiken."

„Es scheint, Excellenz, daß die Beziehungen zwischen der russischen Regirung und der Kurie jetzt freundlicher sind als früher? Rußland hat seit einigen Jahren einen Minister-Residenten beim Vatikan und man sprach davon, daß zur Wahrung der Interessen des Heiligen Stuhles ein päpstlicher Nuntius nach Petersburg entsendet werden solle?"

„Ja, man sprach davon. Es giebt Leute bei uns, die es wollen. Aber ich bekämpfe diesen Plan. Und ich hoffe zu Gott, es möge niemals dazu kommen, daß ein Vertreter des Papstes in Petersburg sitze..."

Von den, wie er meinte, angeblichen Katholiken-Verfolgungen in Rußland kam Pobedonoszew auf die nach seinem Dafürhalten gleichfalls ungerechten Klagen über die Unterdrückung Finlands. Aus Finland, meinte er, schicke man Leute nach England, die hetzen und Rußland verletzende falsche Mittheilungen in die Welt setzen. „Nun, die finländische Frage ist nichts als die Frage der Einheit der Armee. Was würden Sie sagen, wenn in irgend einem anderen Lande eine Provinz oder eine Bevölkerungsschicht Privilegien in der Armee in Anspruch nehmen wollte? Und uns soll nicht gestattet sein, durch Aufhebung der Privilegien der Finländer die russische Armee zu vereinheitlichen und zu stärken?"

„Und wie die finländische Frage, so werden," fuhr er fort, „auch die anderen Probleme, die Rußland beschäftigen, im Auslande nicht selten unrichtig beurtheilt, wobei man die Beweggründe der Handlungen Einzelner leicht verdächtigt. Man stellt mich als einen Judenverfolger dar. Alles, was insbesondere in der Zeit Alexanders des Dritten gegen die Juden geschehen ist, hat das Ausland auf meine Rechnung gesetzt. Nun, die meisten dieser Maßnahmen gegen die Juden fielen gar nicht in mein Ressort. Ich

*) Man vergleiche damit den „Pobedonoszew" betitelten Artikel des Herausgebers im ersten Bande der „Zukunft".

habe unter gebildeten Juden manchen Freund. Die vor Kurzem verstorbene Baronin Hirsch in Paris hatte mir eine Million Francs für russische Schulen zur Verfügung gestellt. Wie hätte sie, die den Juden so viele Wohlthaten erwiesen hat, Das gethan, wäre sie der Meinung gewesen, daß ich ein Judenverfolger sei? Die Gesetze der Menschlichkeit gelten auch in Rußland. Sehen Sie zum Beispiel die Affaire Dreyfus . . ."

„Irre ich nicht, so ist diese Frage in Rußland vielfach ohne Voreingenommenheit behandelt worden."

„Gewiß", erwiderte der Ober-Prokurator. „Und traurig genug, daß eine Frage, die nie aus dem Rahmen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hätte heraustreten sollen, zum Theil von Juden und Gegnern der Juden in jüdischer und judenfeindlicher Beleuchtung angesehen wurde. Die Verhandlungen des Prozesses in Rennes haben für jeden objektiven Beurtheiler ergeben, daß Dreyfus unschuldig ist. Und als Unschuldiger wird er auch vielfach in Rußland bemitleidet. Zwei Momente sind es, die, wie mir scheint, den Franzosen maßgebend waren, den Unschuldigen abermals zu verurtheilen: erstens wollte ein gewisser Fanatismus nicht zulassen, daß die chose jugée desavouirt werde. Zweitens war es Manchen wichtig, das Ansehen der Armee zu retten, die Vielen berufen scheint, ein stabiles monarchisches Regime an die Stelle des ewigen Wechsels zu setzen."

Pobedonoszew sprach sich nun über die inneren Zustände in Frankrei mit scharfem Tadel aus. Den wahren Grund der Zersetzung sollte man der Erziehung der französischen Jugend suchen. In dieser Beziehung stimm er ganz mit den Times überein, deren Redakteure die wunde Stelle richt bezeichnet hätten. Er verweise auch auf das vor einiger Zeit erschiene Werk Bodleys über Frankreich, dessen Lecture er nur empfehlen könne.

Ich sagte, die Vorgänge in Frankreich, die eben nicht den Sympathi bei den Besten Rußlands zu begegnen schienen, könnten wohl ein Wachs der russischen Neigungen für Deutschland zur Folge haben.

Pobedonoszew erwiderte: „Unsere Beziehungen zu Deutschland si jetzt gut. Die hervorragende Stellung, die die Deutschen seit Beginn d achtzehnten Jahrhunderts im administrativen und kommerziellen Leben Ru lands einnahmen, mußte es mit sich bringen, daß die Russen zuweilen d Bedürfniß empfanden, sich ihrer zu erwehren. So gab es in Rußlan Geschichte Momente der Reaktion gegen den deutschen Einfluß. Aber, w gesagt, jetzt ist das Verhältniß zu Deutschland das korrekteste. Und was m persönlich anlangt, so bin ich mit deutschem Wissen genährt."

Damit war unsere Unterredung beendet.

Wien. Sigmund Münz.

Sacher-Masoch.

Nachdem dem Namenspender des „Sadismus“ kürzlich in dem pseudonymen Dr. Eugen Dühren ein so sachkundiger und so überaus erfolgreicher Biograph erstanden ist,*) konnte es wohl auf die Dauer nicht ausbleiben, daß auch seinem psychosexualen Antipoden, dem Schutzheiligen der an Zahl und wachsender kultureller und literarischer Bedeutung nicht ganz geringen „masochistischen“ Gemeinde, die Ehre eingehender monographischer Bearbeitung zu Theil werden mußte. Dies ist in dem eben erschienenen Werke von Schlichtegroll**) in ausgiebigster Weise geschehen; freilich nicht, was in mancher Hinsicht zu bedauern bleibt, von einer auf dem sexualpsychologischen und pathologischen Gebiete kompetenten, fachmännischen Seite, wohl aber von einem mit guter Kenntniß des literarischen Materials und mit großer, nur allzu großer und enthusiastischer hero-worship an den „Helden“ seiner Darstellung herantretenden begeisterten Verehrer. Der Verfasser dieser Biographie ist ehrlich davon durchdrungen, daß Mit- und Nachwelt seinem vergötterten Helden bisher nicht im Entferntesten gerecht wurden, daß man ihn vielmehr mit schreiender Unbilligkeit behandelt, verketzert, zerrissen, seine Tendenzen verdammt, seine Stoffe angefeindet habe und daß seine ihn aus allerpersönlichsten Motiven begeifernden Gegner „das Große, Erhabene, ja, das geradezu Klassische, das die deutsche Dichtung ihm verdankt, nicht gelten lassen mochten“. Er erblickt in ihm den Fortsetzer, ja den Vollender Goethes, seit dessen Tode, nach ihm, „kein Autor in Deutschland aufgetreten, der einen Vergleich mit ihm so wohl auszuhalten vermöchte wie eben Sacher-Masoch. Er ist nicht nur ein Aehnlicher: er ist sogar mehr, er ist geradezu der Fortsetzer Dessen, was der große Wolfgang begonnen, und somit einer der Hauptmarksteine an dem Wege, den deutsches Schriftthum in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zurückgelegt hat.“

Das sind etwas volltönende Worte und sie können uns wohl einigermaßen neugierig stimmen, näher zu erfahren, was der Mann, dem sie gelten, denn in einem sechzigjährigen Lebenswerke gethan und geschaffen, was er, gleich dem „Olympier“, lebend gedichtet und dichtend durchlebt hat.

Nach den Ermittelungen seines Biographen soll Sacher-Masoch von einem spanischen Ahnherrn, Don Mathias Sacher, herstammen, der in der

*) Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis vom Dr. Eugen Dühren. Dritte Auflage. Berlin, H. Barsdorf. 1901.

**) Sacher-Masoch und der Masochismus. Literarhistorische und kulturhistorische Studie von Karl Felix von Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn. 1901.

Schlacht bei Mühlberg 1547 als Rittmeister bei der spanischen Kavallerie Karls des Fünften mitkämpfte, in dieser Schlacht verwundet wurde und in der Folge die Tochter eines böhmischen Adeligen heirathete, mit der er sich in Prag dauernd niederließ Als bei der Zertrümmerung des polnischen Staates die „Königreiche" Galizien und Lodomerien an Oesterreich fielen, wurde ein Großvater unseres Helden, Johann Nepomuk von Sacher, in österreichischer Beamtenstellung zunächst mit der Aufsicht über die Staatssalinen des salzreichen Landes betraut; der offenbar geschickte und pflichttreue Mann avancirte später zum Gubernialrath und zum erblichen Standesherrn des Königreiches und starb 1836. Zu dieser Zeit fungirte sein Sohn Leopold bereits als Polizeidirektor in der Provinzialhauptstadt Lemberg. Er hatte 1827 die Tochter eines kleinrussischen Adeligen, des Professors und Universitätrektors Franz von Masoch, eines um das Medizinalwesen der Provinz verdienten Mannes, geheirathet und durfte mit kaiserlicher Erlaubniß 1838 seinem Namen den Familiennamen und das Wappen der Masochs hinzufügen. Der einzige Sprößling dieser Ehe, unser Leopold von Sacher-Masoch, wurde am siebenundzwanzigsten Januar 1836 im lemberger Polizeipräsidium geboren: ein zart angelegtes, schwächliches Kind, das nur durch die kraftstrotzende ruthenische Amme Hanscha am Leben erhalten und über die Gefahren der ersten Kindheit weggebracht werden konnte. Aus ihrem Munde vernahm der Knabe die schwermüthigen Volksweisen der Ruthenen, denen er begierig lauschte, und ihr behauptete er selbst nicht blos die Erhaltung seiner psychischen Existenz, sondern im eigentlichen Sinn auch „seine Seele" zu verdanken. In dem bunten Treiben jenes Völkergemisches, in dem sich Orient und Occident kreuzen, fand der empfängliche Knabe früh die mannichfachsten Anregungen, während sein Natursinn sich in dem reizend gelegenen Viniki, dem Heimathort jener Hanscha, zu schönster Blüthe entwickelte. Mächtige Eindrücke von ganz anderer Art brachte das Aufstandsjahr 1846; die von den ruthenischen Insurgenten gegen ihre polnischen Herren und Bedränger damals verübten Gräuel mußten sich der Phantasie des zehnjährigen Knaben auf das Lebhafteste einprägen, wie sie denn auch in seinen späteren literarischen Werken mannichfache Verwerthung und poetische Ausschmückung gefunden haben. In ähnlicher Weise wirkten zwei Jahre später (1848) die Revolutionszenen in Prag, wohin der Vater inzwischen als Hofrath und Polizeichef berufen worden war; hier erst, in — dem damals noch deutschen! — Prag, erlernte der junge Leopold auch die deutsche Sprache. In der schönen Hauptstadt der Steiermark, in Graz, wohin der Vater 1853 in gleicher Beamtenfunktion übersiedelte, begann Sacher-Masoch seine Studien, promovirte 1855 zum doctor juris und habilitirte sich im darauf folgendem Jahr, ein Zwanzigjähriger, als Privatdozent für deutsche Geschichte. Nach der Schilderung eines

seiner damaligen Hörer: „ein zarter, schlanker Jüngling von beinahe knabenhaftem Aussehen", der sein Kolleg über die Reformationzeit „etwas müde und abgespannt" vortrug. Doch war es ihm ernst mit dem erwählten Beruf; und so gab er 1857 seine erste, mit Beifall aufgenommene historische Schrift „über den Aufstand in Gent unter Karl dem Fünften" heraus, die er dem jungen Kaiser Franz Josef widmen durfte und der 1862 eine zweite, ihren Stoff der selben Zeitepoche entnehmende Schrift, „Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich", folgte. Die dafür gemachten Spezialstudien erwiesen sich noch in anderer, ungeahnter Weise fruchtbar; sie lieferten Sacher-Masoch den dankbaren Stoff zu dem ersten größeren novellistischen Werk, mit dem er (1866) in die Oeffentlichkeit trat: zu dem dreibändigen historischen Roman „Der letzte König der Magyaren". Ein bedeutendes Werk, das viele spätere Schöpfungen seines Urhebers weitaus überragt und dem Staub der Vergessenheit, der sich über geschichtliche Romane nur zu leicht lagert, wohl entrissen zu werden verdient. Ich erinnere mich noch des imponirenden Eindruckes, den mir dieses Jugendwerk des damals noch gänzlich ungenannten Autors machte, als es mir unmittelbar nach seinem Erscheinen, während des Feldzuges von 1866 in Böhmen, auf der Bibliothek des kleinen lichtensteinischen Schlosses Rattay, wo ich für einige Zeit Quartier gefunden hatte, zufällig in die Hände gerieth. Schon damals waren mir die eigenthümlichen, herrschsüchtig despotischen und geradezu grausamen Züge auffallend, die Sacher-Masoch einzelnen seiner Frauencharaktere, namentlich der (im Uebrigen stark idealisirten) Königin Maria zu geben wußte, und nicht minder die bis zur Willenlosigkeit herabsinkende Schwäche und Schlaffheit seiner Männergestalten; doch ahnte ich natürlich noch nicht, in wie engem Zusammenhang diese Schilderungen mit der persönlichen Eigenart ihres Autors standen. Inzwischen war Dieser selbst bereits dem Bann seines Schicksals, das ihn zur willenlosen Beute despotischer Frauengewalt, zum lebenslänglichen Sklaven einer von freien Stücken auf sich geladenen Gynäkokratie bestimmt zu haben schien, unentrinnbar verfallen.

Schlichtegroll sagt von ihm: „Er war eine Persönlichkeit, die die Weiber faszinirte und sie anzog, wie der Lichtschein die Motten. War aber die Annäherung erfolgt, der Kontakt geschlossen, pflegte sich das Bild schnell zu verkehren: das Weib ward zur Kerze und der arme Schmetterling, der sich die Flügel versengte, war der Dichter selbst." In recht erheblichem Maße versengte sich Sacher-Masoch so die Flügel zuerst an einer Frau Anna von Kottowitz, Tochter und Gattin eines Arztes, die bedeutend älter war als der junge Dichter; nach Schlichtegroll „eine Dirnennatur, aber ohne den Muth, die Konsequenzen auf sich nehmen zu wollen, lüstern und doch sentimental prüde, sich stets das Opfer wähnend und in Wahrheit doch nur von

Anderen Opfer fordernd." Sie lebte mit dem Mann, der „ein Libertin schlimmster Art", auch sonst, wie es scheint, moralisch sehr niedrig bewerthet war, in äußerst unglücklicher Ehe und zog den jungen Sacher-Masoch, dem gegenüber sie sich auf die femme incomprise hinaufspielte, leicht als hilfbereiten Tröster in ihre umstrickenden Netze. Nach mancherlei Zwischenfällen brachte sie es dahin, sich von ihrem Gatten zu trennen und offenkundig mit Sacher-Masoch zu leben, wobei sie dann ihre maßlosen Launen, ihre Verschwendungsucht, ihr stetes Anbetungbedürfniß, ihre von Tag zu Tag wachsenden exzentrischen Ansprüche in ungezügelter Weise hervorkehrte. Sacher-Masoch arbeitete damals an seinem groß angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Vermächtniß Kains", dessen erster Theil („Die Liebe") mit der so berühmt und vorbildlich gewordenen „Venus im Pelz" 1870 erschien; unstreitig eine seiner besten und ausgereiftesten novellistischen Schöpfungen, wofür er freilich das Modell in nächster Nähe zur Hand und vor Augen gehabt haben mochte. Uebrigens hatte er noch das unverdiente Glück, daß ihn ein unter dem nom de guerre eines Grafen Meciszewski auftauchender Abenteurer — der sich in der Folge als durchgegangenen russischen Apothekerlehrling entpuppte — von diesem unwürdigen Idol, als dessen Anbeter er über vier Jahre Stand gehalten hatte, endgiltig befreite.

Freilich wurde er nur befreit, um im „Irrgarten der Liebe" blindlings weiter zu taumeln. Den Empfindungen, mit denen er auf sein überstandenes Verhältniß zur Kottowitz zurückblickte, hat er selbst in einem als literarische Beichte à la Strindberg aufzufassenden Buch „Die geschiedene Frau. Passiongeschichte eines Idealisten" (1870) künstlerisch vollendeten Ausdruck gegeben. Aber wurde er auch von diesem Weibe frei —: die Befreiung vom Weibe trat leider nicht ein. Ihm war einmal verhängt, an dieser für so viele schwach- und weitherzige Männer verderblichsten Lebensklippe immer und immer wieder zu scheitern. An die Stelle jener treulosen Dauergeliebten traten zunächst flüchtigere Verhältnisse von zum Theil recht fragwürdiger Art und mehr und mehr spezifisch „masochistischer" Färbung. So reiste Sacher-Masoch, wie sein Biograph berichtet, mit einer Fürstin Bogdanoff, die ihn ihrer Gunst gewürdigt halte, als deren Diener oder Privatsekretär — der Welt gegenüber jedenfalls ganz als ihr Untergebener erscheinend — für einige Zeit nach Florenz. Mit einer Baronin Fanny Pistor ließ er sich in der „Wanda und Severin"-Position, Das heißt: sie in der Pelzjacke auf einer Ottomane mit strenger Miene auf ihn herabblickend, er demüthig zu ihren Füßen kniend, photographiren. Von einem Verhältniß mit der für ihn begeisterten Baronin Reizenstein (schriftstellerisch bekannt unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf) riß er sich los, weil sie doch nicht so recht sein erträumtes Frauenideal mit Pelzjacke und Peitsche zu verkörpern vermochte

und er überdies unerfreuliche Nebenbeziehungen zu ihrer Kammerjungfer entdeckte. Nicht lange darauf fiel er in die Netze der Frau, die den unheilvollsten Einfluß auf sein Leben üben sollte: der unter dem Namen Wanda von Dunajew bekannten Tochter einer geschiedenen grazer Selterswasserbuden- und Tabaktrafik-Inhaberin, Aurora Rümelin. Ohne jeden Liebreiz, mit harten, gewöhnlichen Zügen, wie ihr Bild sie zeigt, nichts weniger als verführerisch, scheint sie dafür ein stattliches Talent zur Intrigue, einen strebsamen Eifer zum Emporkommen um jeden Preis, womöglich mit Vorspannung anerkannter Größen der Literatur, besessen zu haben. Siebenundzwanzigjährig bandelte die unbeschäftigte und unternehmungslustige junge Dame erst mit Rosegger an, bei dem sie aber trotz unverdrossen wiederholten Versuchen kein Entgegenkommen fand, dann mit dem schwachen und unselbständigen Sacher-Masoch, bei dem sie auf Grund der aus seinen Werken geschöpften Personalkenntniß besseren Erfolg hatte. Sie besuchte ihn maskirt, als vornehme Dame, als Offiziersfrau unter dem Namen Alice auftretend, ließ sich von ihm die Füße küssen und stellte ihm auch die gewünschten weiteren thätlichen Mißhandlungen in Aussicht. Sie brachte es dahin, daß er die mit einer grazer Künstlerin, Fräulein Frauenfeld, angeknüpfte Verlobung zurückgehen ließ, daß er auch alle seine sonstigen Familien- und Freundschaftbande allmählich lockerte, seine akademische Stellung schließlich aufgab und mit der angeblichen Frau von Dunajew, die durch ihn Mutter eines Knaben geworden war, eine Ehe einging (1873). Wir wollen die Geschichte dieser elenden, ohne gegenseitige Liebe und Achtung geschlossenen und aufrecht erhaltenen Verbindung und der traurigen häuslichen Verhältnisse, die das Ehepaar erst in Bruck an der Mur, dann in Budapest, schließlich eine Weile in Leipzig zur Schau stellte, hier nicht weiter verfolgen. In Leipzig, wohin Sacher-Masoch zur Begründung und Leitung einer in großem Stil geplanten Zeitschrift sich gewandt hatte, wurde ihm nochmals das unverdiente Glück, daß der durch andere romantische Abenteuer zu allgemeiner Notorietät gelangte spätere Figaro-Mitarbeiter Jacques St.-Cère — damals noch ein simpler Jakob Rosenthal, der aber dem Jakob schon den besser klingenden Vornamen Armand substituirt hatte — ihm seine Frau ver- und entführte und mit ihr nach Paris durchging; eine Art Talentprobe für die später mit so viel Aplomb in Szene gesetzte Entführung einer anderen, nicht minder bekannten und berühmten Schriftstellersgattin.

Inzwischen tröstete sich Sacher-Masoch anfangs mit einer durch Korpulenz hervorragenden Jüdin, später mit seiner nachmaligen zweiten Gattin, der von Schlichtegroll als talentvoll, klug und energisch geschilderten, 1856 zu Straßburg geborenen, als Gouvernante in Amerika und Europa viel herumverschlagenen und schließlich in der Pleißestadt gelandeten Hulda

Meister. Sie sorgte mütterlich für den Dichter und den bei ihm gebliebenen einen Sohn Alexander (den anderen, Demetrius, hatte die Mutter mit auf die Reise genommen). Nach einem kurzen nochmaligen Auftauchen Wandas in Leipzig und nach Jahre langen widerlichen Auseinandersetzungen, nach Ueberwindung zahlloser, aus dem Doppelverhältniß als Ausländer (Oesterreicher) und als Katholik erwachsenden Schwierigkeiten konnte endlich die Scheidung sowohl wie die Möglichkeit zur Eingehung einer neuen Ehe erreicht werden und Sacher-Masoch heirathete Hulda Meister, mit der er sich nach dem völligen Zusammenbruch seiner leipziger Hoffnungen in dem kleinen Dörfchen Lindheim in der Wetterau ein bescheidenes Heim gründete. Allerdings verfolgten ihn auch hierher Belästigungen und Drohungen seiner ersten Frau, die, als Mutter des einzigen ihm gebliebenen Kindes auftretend, nicht müde wurde, die Rechtsgiltigkeit der neuen, zweiten Ehe anzufechten und literarische und persönliche Gegner ihres Gatten als Mitkämpfer für sich zu gewinnen. Immerhin war dem viel geprüften Dichter noch ein ruhiges Ausklingen vergönnt und er konnte, vor der Zeit geistig und körperlich aufgerieben und erschöpft, aber resignirt und in Frieden, eben erst sechzigjährig, sanft und schmerzlos am neunten März 1895 sein Leben beschließen.

Ein Leben, das so viel verheißend begonnen hatte und so traurig verfandete! Wesentlich doch mit durch eigene Schuld, — wenn auch diese Schuld mehr eine solche der Schwäche, der Passivität als des aktiven Sündigens sein mochte. Diesem Helden der Schwäche aber, wie sein Biograph es thut, im Gegentheil eine „ungewöhnliche Stärke" zu vindiziren und alles Unglück seines Lebens auf die verhängnißvolle Rolle, die seine erste Frau, Wanda Dunajew, darin gespielt habe, zu schieben, von ihr zu behaupten, „daß sie ein herrliches Leben gebrochen und fast an den Rand des Abgrundes geführt hat": Das erscheint doch nicht blos als Uebertreibung, sondern geradezu als Aeußerung unbegreiflicher Verblendung. Welch ein „Mann", der eine Frau solche Rolle in seinem Leben spielen läßt, und welche „Stärke", die sich widerstandlos zum Spielball eines solchen Weibes hergiebt und zu dessen Fußschemel erniedrigt! Und sie war in seinem Leben ja keineswegs die Erste und Einzige. Der unheilvolle Drang, der Sacher-Masoch nicht blos zum Weibe trieb, sondern ihn nur noch in der sklavischen Unterwerfung unter das Weib und in der Mißhandlung durch das Weib wollüstigen Genuß finden ließ, hatte allmählich, wie es scheint, die Macht eines allbeherrschenden, unwiderstehlichen Triebes über ihn angenommen. Ich besitze ein sehr charakteristisches document humain dafür in dem Bericht, den eine hochangesehene österreichische Schriftstellerin über ihre vor etwa zwanzig Jahren erfolgte Begegnung mit Sacher-Masoch zu erstatten die Güte hatte. Dieser Bericht lautet wörtlich:

„Als ganz junges Mädchen und noch völlig unbekannte Anfängerin schrieb ich an Sacher-Masoch, dessen ‚Vermächtniß Kains' mir gewaltig imponirt hatte, und bat ihn, mein Streben durch seinen Rath und Beistand zu unterstützen. Er antwortete mir sehr ausführlich und sehr freundlich und es entspann sich eine lebhafte Korrespondenz zwischen ihm und mir, die etwa ein Jahr lang währte. In seinen Briefen zeigte er sich als einen außerordentlich gutmüthigen und gefälligen Menschen; auch als anhänglichen Gatten und — namentlich — zärtlichen Vater. Doch schon brieflich versicherte er mich, daß es sein höchstes Glück wäre, von einer Frau gepeitscht zu werden. Einige Jahre später kam er nach Wien und besuchte mich. Er war sehr erstaunt, daß ich ihn (es war im Frühling) ohne Pelz empfing; schwärmte mir von seinen Kindern vor und bat mich gleichzeitig, ihn zu peitschen. Aber natürlich müßte ich mich zu diesem Zweck in einen Pelz kleiden.

Ich fragte ihn scherzend, ob er wirklich durchgehauen werden wolle, und zwar so, daß er es spüre und es ihm wehthue, was er bejahte. Darauf meinte ich, daß ich allenfalls bereit sei, ihn zu prügeln, da er so sehr erpicht sei auf diesen Genuß; nur müßte die Sache mit der Prügelei zu Ende sein. Damit aber war er nicht einverstanden. Zuerst die Prügelei und dann ... das Andere. Ich ließ die Sache fallen, da ich den Scherz (für mich war es eben nur ein Scherz) satt zu bekommen anfing. Daß er mich fragte, ob ich mich schon einem Mann hingegeben hätte (eine Frage, die mich, die ich noch sehr jung und sehr herb war, aufs Aeußerste überraschte), daß er mir rieth, mich dem Erstbesten hinzugeben, um den ‚ersten Schreck' hinter mir zu haben, daß er mich auf die homosexuelle Liebe zwischen Frauen aufmerksam machte und meinte, ich hätte vielleicht dazu Talent, indem die Männer mich nicht ‚reizten', will ich noch nebenbei bemerkt haben. Ich empfing einen höchst sonderbaren Eindruck von ihm, muß aber sagen, daß er, von seinen Excentrizitäten auf dem sexuellen Gebiet abgesehen, ein liebenswürdiger, einfacher und sympathischer Mensch war und daß namentlich seine schwärmerisch-zärtliche Liebe zu seinen Kindern etwas Rührendes an sich hatte."

Wie auch aus der vorstehenden Schilderung hervorgeht, war Sacher-Masoch eine überwiegend liebenswürdige, sympathische, aber von früh auf unter den Bann einer verhängnißvollen psychosexualen Veranlagung stehende, in sich ungefestete und haltlose Natur. Gewiß werden wir seiner dichterischen Begabung und eigenartigen Bedeutung gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm freilich nicht immer und nicht von allen Seiten zu Theil wurde. Ich selbst habe diese Bedeutung noch bei Lebzeiten des Dichters ausdrücklich betont*) und habe insbesondere auch hervorgehoben, wie sehr gerade die ihm eigene Wendung des erotischen Problems einer eigenartigen, zumal im slavischen Volksboden wurzelnden Auffassung der Geschlechterverhältnisse entsprungen

*) In meiner Darstellung der sexualen Neuropathie, zuerst abgedruckt in Zuelzer Oberländers klinischem Handbuch der Harn- und Sexualorgane. Band IV. Leipzig, F. C. W. Vogel 1894; vgl. den späteren erweiterten Sonderabdruck, Sexuale Neuropathie, 1895, pag. 111.

sein mag, einer Auffassung, die — nicht ohne tiefe Berechtigung — in der Liebe wesentlich einen Kampf der Geschlechter und in diesem Kampf das Weib als den stärkeren, siegreichen Theil sieht, — wie es ja unzweifelhaft gerade bei einzelnen slavischen Völkerschaften in Folge der reichen Begabung und stärkeren Willenskraft ihrer Frauen in gewissem Grade der Fall ist. Wenn also auch zuzugeben ist, daß Sacher-Masoch häufig aus einem bestimmten Milieu, oft auch aus eindruckvollen Jugenderinnerungen heraus schöpfte und daß seine Gestalten wenigstens zum Theil in thatsächlich bestehenden kulturellen und ethnologischen Verhältnissen wurzeln, so entwickelten sich doch diese früh eingesogenen Anschauungen und Vorstellungen nur vermöge der inneren Schwäche und Widerstandlosigkeit seiner Natur für ihn zu „überwerthigen Ideen", die ihn sein ganzes Leben lang nicht mehr losließen und nicht nur auf sein gesammtes künstlerisches Schaffen, sondern leider auch auf seine persönliche Lebensführung den verhängnißvollsten Einfluß behaupteten. Gewiß werden wir auch für seine menschlichen, nur allzumenschlichen Verfehlungen wie für die unverkennbaren Minderwerthigkeiten seines späteren literarischen Schaffens — nach den ersten glanzvollen Erfolgen — alle möglichen entschuldigenden und mildernden Umstände bereitwillig zugeben. Aber den uns von seinem Biographen aufgedrängten und so absichtvoll nachdrücklich hervorgekehrten Vergleich mit Goethe müssen wir doch als eine geschmacklose Uebertreibung nicht nur, sondern geradezu als ungeheuerliche Profanation im doppelten Sinn zurückweisen, die wir in Goethe nicht nur die genialste und universellste Dichterpersönlichkeit, sondern auch den vorbildlichen Lebenskünstler und höchsten Meister der Selbsterziehung verehren, während der arme Sacher-Masoch sein Leben lang als Poet weder im Sinn der bekannten Faustvorschrift die „Poesie zu kommandiren" noch den sein persönliches Dasein verwüstenden Mächten Halt zu gebieten vermochte. Nicht an Goethe, sondern allenfalls an Günther, an Lenz, an den unglücklichen Bürger, an Grabbe und andere, durch eigene und fremde Schuld entgleiste „Genies" mögen wir bei der Erinnerung an sein Schicksal denken. Er „wußte sich nicht zu bezähmen", müssen wir abschließend auch von ihm mit den Worten jenes Größten urtheilen, „und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten".

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Die Weisheit der Inder.

Männiglich ist bekannt, daß unter der Regirung des Kaisers Heliogabal Rom von einer Gesandtschaft aus Indien besucht wurde, deren Mitglieder auf ihrem Wege vom Osten eine denkwürdige Unterredung mit dem trotz seiner Ketzerei berühmten christlichen Philosophen Bardesanes pflogen. Daraus entstand dem Weisen die Lehre vom Schicksal; sie war dem indischen Karma entlehnt und wurde bis in die jüngste Zeit von den Kommentatoren arg mißdeutet. Nicht eben so bekannt dürfte sein, daß die Gesandten ihren Weg bis nach Berytus zur See nahmen und nach ihrer Landung gastliche Aufnahme bei dem weisen Euphronius fanden, dem Haupt der philosophischen Fakultät der Universität Berytus. Natürlich fragte Euphronius seine Gäste, was ihnen in Rom als ihrer besonderen Aufmerksamkeit würdig aufgefallen sei.

„Das Uebel von des Kaisers Karma," sagten sie.

Euphronius heischte nähere Erklärung.

„Karma", erklärten sie, „ist die wirkende Ursache, die die Geburt jedes Individuums bestimmt und von dessen Gut und Uebel (Verdienst und Schuld) es die Inkarnation ist. Jede That hat Folgen; und da diese Folgen oft von zu weit wirkender Kraft sind, um in dem Leben des ursprünglichen Thäters erschöpft zu werden, so schafft sie sich nach dem Zerfall des Körpers einen neuen, der ihrer Beschaffenheit genau entspricht. Diese Wahrheit ist faßlich ausgedrückt in der Lehre von der Wiedergeburt: je nach ihren Thaten werden die Individuen als Schweine oder Pfauen, Bettler oder Prinzen wiedergeboren. Das aber ist eine oberflächliche, unwissenschaftliche Erklärung; denn thatsächlich ist es nicht das Individuum, sondern der Charakter, der, wie sich der Seidenwurm in Seide einspinnt oder die Wassermotte mit Schlamm bedeckt, für sich eine neue Persönlichkeit schafft in Uebereinstimmung mit seiner eigensten Natur. Wir werden deshalb zu der Betrachtung gelenkt, welche unausdenkbar hohe Sündenlast Jemand aufgehäuft haben mußte, bis Rom mit einem Herrscher von der Art Heliogabals heimgesucht werden konnte."

„Was habt Ihr in dem Thun des Kaisers denn so ungeheuerlich gefunden?"

„Um nur von solchen Vergehen zu sprechen, die vor sittsamen Ohren schicklicher Weise genannt werden dürfen, finden wir, daß er der Natur gleichsam Angesicht schlägt, da er an Dingen Gefallen findet, die den Absichten der N zuwider sind. Er badet in kostbaren Essenzen, läßt Schiffe in Weinstr segeln, Pferde mit Reben und Löwen mit Papageien füttern, Fische mit P würzen; er trägt Gemmen an seinen Sohlen, läßt seine Fußböden mit G staub bestreuen, die öffentlichen Straßen mit kostbarem Marmor pflastern, mit Hirschgespannen, verachtet den Genuß von Fischen und jammert, wei in der Nähe des Meeres weilt, darüber, daß ihm noch nicht gegönnt war, einem Phönix zu speisen. Alles Maß muß die Thorheit und Ruchlosigkeit steigen, die sich in einem solchen Herrscher verkörpert hat. Sollte seine Reg noch lange währen, dann wehe dem nächsten Geschlecht!"

„Nach Eurer Lehre werden also der Menschen Schicksale nicht von den Parzen gesponnen, sondern von ihren eigenen Vorgängern bestimmt?"

„Also ist es. Nur muß man bedenken, daß der Mensch sich von seinem Karma lösen kann. Das ist möglich auf dem Wege philosophischen Nachdenkens und religiöser Kasteiungen. Wenn freilich Jeder diesen Pfad wandeln würde, wäre die Existenz mit all ihren Uebeln bald zu Ende; denn die blutdürstigsten Sieger, die je die Welt entvölkerten, haben nicht den tausendsten Theil der Existenzen zerstört wie Buddha allein."

„Das sind dunkle Dinge und ich bedaure, daß Eure Anwesenheit hier nicht lange genug währen wird, um mich darüber aufzuklären."

„Begleite uns nach Indien und Dir wird am Urquell Belehrung werden."

„Ich bin bejahrt und gebrechlich," sagte Euphronius, „und durch alte Gewöhnung an meine jetzige Umgebung gebunden; doch will ich die Sache meinen Jüngern vortragen und nur ihren Eifer dämpfen, damit die Freiwilligenschaar nicht allzu zahlreich werde."

Als er ihnen jedoch den Vorschlag machte, fand er taube Ohren, obgleich er seine Schüler scharf tadelte und ihnen Mangel an Strebsamkeit vorwarf. Wie anders war der Wissensdurst gewesen, der ihn in seinen Jugendtagen bis nach Alexandria getrieben hatte, nur um einen berühmten Rhetoriker zu hören! Am Abend kamen dann doch zwei seiner Jünger zur selben Stunde und erboten sich, das Unternehmen zu wagen, wenn ihnen eine Belohnung zugesichert würde, die den Gefahren und Strapazen entspräche.

„Sicherlich seid Ihr begierig, das Geheimniß kennen zu lernen, das kein Weiser entbehren kann, mein weltberühmtes Dilemma? 's ist viel, 's ist vermessen, 's ist ungeheuer ... Aber bringt die Weisheit der Inder nach Berytus und mein Geheimniß soll Euch kund werden."

„Nein, Meister", sagten sie, „nicht Dein Geheimniß ists, das wir begehren: es ist Deine Tochter." Nach heftigem Wortwechsel willigte der Meister, der im Grunde seines Herzens geneigter war, sich von seiner Tochter, als sich von seinem Geheimniß zu trennen, ein, sie Dem zuzusprechen, der die befriedigenste Darstellung der indischen Metaphysik heimbringen würde. Dieses Wort sollte nur für den Fall nicht gelten, daß der Meister etwa während der Abwesenheit der Jünger genöthigt wäre, die Hand der Tochter als Preis für irgend einen noch subtileren Kniff zu gewähren. Das aber dünkte ihn im Grunde unmöglich.

* * *

Mnesitheus und Rufus reisten also mit der Gesandtschaft nach Indien und gelangten unversehrt nach Palimbothra. Inzwischen hatten sie sich wohlweislich bemüht, die Sprache der Inder zu studiren, in der sie sich nun ganz leidlich zu verständigen vermochten. Als sie ihr Reiseziel erreicht hatten, wurden sie tüchtigen Lehrern anvertraut, die sie in den Kanon der buddhistischen Schriften einzuweihen hatten. Um ein paar der wichtigsten zu nennen: die jungen Leute sollten das Lalistavistara, das Dammapada, das Kuddhapatha, das Padimmokka, das Uragavagga, das Kalavagga, das Maharagga, das Atthakavagga und das Upasampadakammaca kennen lernen. Diese in toten Sprachen abgefaßten und in seltsam krausen Schriftzeichen aufgezeichneten Werke waren obendrein noch mit Kommentaren versehen, deren Umfang den des Textes überstieg.

„Himmel!“ riefen Mnesitheus und Rufus; „kann das Leben eines Mannes zur Erkenntniß all dieser Dinge ausreichen?“

„Nein“, erwiderten die Inder. „Der eifrige Jünger wird seine Forschungen in einem späteren Stadium wieder aufnehmen; und sofern er mit außerordentlichen Gaben begnadet ist, darf er hoffen, das Ziel, das er sich gesetzt hat, bei der fünfzehnten Transmigration zu erreichen.“

„Das Ziel, das wir uns gesetzt haben“, sagten die Griechen, „ist, unseres Meisters Tochter heimzuführen. Wird die schöne Euphronia dann auch fünfzehn Transmigrationen durchgemacht haben und werden ihre Reize trotz Alledem unvermindert bestehen bleiben?“

„Solches ist sehr schwer zu entscheiden; denn wenn die Jungfrau durch Uebung der Tugend verdient haben sollte, als Elefant geboren zu werden, bedarf sie — nach der Ordnung der Natur — nur weniger Transmigrationen. Ist sie unseliger Weise aber eine Ratte geworden und geblieben, ein Frosch oder sonst ein kurzlebiges Wesen, so wird die Zahl der nothwendigen Wandlungen sehr groß sein.“

„Die Aussicht, am Ende von fünfzehn Transmigrationen einen Frosch zu heirathen“, sagten die Jünglinge, „lockt uns gar nicht. Giebt es denn kein Mittel, das Studium zu beschleunigen?“

„Zweifellos“, sagten die Inder; „durch strenge religiöse Uebungen.“

„Welcher Natur sind sie?“

„Der unerschrockene Jünger kann sich an einen Baum binden und so lange in die Sonne starren, bis er seines Gesichtes beraubt ist. Er kann eine Eisenstange durch seine Wange und Zunge bohren und so jeden Mißbrauch der Sprache unmöglich machen. Es steht ihm frei, sich bis an die Knie in die Erde zu vergraben und sich von Almosen fremder Spender ernähren zu lassen. Er mag sich auf einen stacheligen Pfühl betten, bis die Verhärtung seines Fleisches ihm den Anspruch auf den Titel eines Rhinozeros unter den Weisen sichert. Da jedoch diese Uebungen eine Ortsveränderung voraussetzen und also seine nahe Berührung mit den geistigen Führern ausschließen, ist es räthlicher, die Arme über den Kopf emporzustrecken und so lange in dieser Stellung zu verharren, bis die Sehnen den Dienst versagen.“

„Dann“, rief Rufus, „lebewohl Philosophie, lebewohl Euphronia!“ Man darf annehmen, daß Mnesitheus die selbe Bemerkung gemacht hätte, wenn Rufus ihm nicht zuvorgekommen wäre. Der Widerspruchsgeist aber und die Sucht nach Ueberlegenheit bestimmten ihn, seinem Rivalen Kleinmuth vorzuwerfen, und er ging so weit, daß er sich schließlich in der Zwangslage fand, sich dem Gottesurtheil unterwerfen zu müssen. Nur bat er, es möge ihm, als einem Fremdling, gestattet sein, blos die rechte Hand emporzustrecken. Der König des Landes kam ihm liebenswürdig zu Hilfe; er ließ ihn an einen Baum binden und seinen ausgestreckten Arm über dem Kopf mit eisernen Schnüren anketten. In die andere Hand drückte man einen Fächer zum Schutz gegen Belästigung durch Mosquitos und Mücken. In dieser Lage — die Mönche lasen ihm unablässig die Schriften Buddahs vor und erläuterten sie nach der Heiligen Lehre — wurde ihm in kurzer Zeit, noch ehe sein Arm steif geworden war, das Elend des Lebens natürlich vollkommen klar.

* * *

Nach überstandener Prüfung eilte er heim, den Lohn seiner Leiden zu fordern. Die Geschichte schweigt über seine Erlebnisse bis zu seiner Ankunft in Berytus, wo der fremdartig und verwildert aussehende Mann mit dem ausgestreckten steifen Arm von einer übelwollenden Menge umringt wurde. Als sich die Sache bedrohlich anließ, eilte eine Person von sehr würdigem, gewichtigen Aussehen auf den Schauplatz. Diese Person schwenkte den Stab und ein Hagelschauer von Streichen sauste allsogleich auf die Köpfe der Wüthenden hernieder.

„Ihr Nichtswürdigen", rief der Stabträger, „habt Ihr meinen Lehren gelauscht, um einen arglosen Fremden zu mißhandeln? Nein: ich will nicht länger unter solchen Barbaren weilen. Ich werde meine Schule nach Tarsus verlegen!"

Der Haufe zerstob. Opfer und Retter standen einander gegenüber.

„Mnesitheus!"

„Rufus!"

„Nenne mich Rufinianus, denn so glaube ich, mich seit der Erhöhung meiner Würde geziemend nennen zu dürfen, da ich Nachfolger und Schwiegersohn des Euphronius geworden bin."

„Schwiegersohn? ... Soll mir also nun auch noch der Lohn meiner unsäglichen Leiden versagt bleiben?"

„Du vergissest", sagte Rufinianus, „daß die Hand Euphronias nicht etwa als Lohn irgend welcher religiösen Uebung zugesagt war, sondern als Preis für die vernünftigste, also annehmbarste Darstellung der indischen Philosophie. Die wurde, nach der Ansicht unseres Meisters Euphronius, von mir geliefert. Aber folge mir in meine Behausung, damit Du Dich erfrischen und laben kannst."

Als Dies geschehen war, erbat Rufinianus die Geschichte des Mnesitheus und berichtete dann seine eigene. „Auf meiner Heimreise", sagte er, „sann ich der Frage nach, welchen wahrscheinlichen Zweck Euphronius bei unserer Sendung im Auge gehabt haben mochte, und ich glaubte, zu erkennen, daß ich ihn bisher arg mißverstanden hatte. Ich vermochte mich absolut nicht zu erinnern, daß er jemals die Möglichkeit zugegeben habe, er könne von anderen Philosophen Etwas lernen. Auch hatte er nie das allergeringste Interesse für irgend ein philosophisches Dogma gezeigt, außer für sein eigenes. Das System der Inder, dachte ich, muß entweder werthvoller oder werthloser als das des Euphronius sein. Ist es werthvoller, dann wird er es nicht brauchen, ist es werthloser, noch weniger. Ich schloß deshalb, daß unsere Mission zum Theil ein Zugeständniß an die öffentliche Meinung war, zum Theil seinem Bedürfniß entsprang, sagen zu können, sein Name sei weit über die Lande verbreitet, seine Lehre werde sogar an den Ufern des Ganges verkündet. Danach machte ich meinen Plan und trat vor Euphronius mit froh blickendem Antlitz hin. Nur einen leisen Anflug von Bekümmerniß ließ ich merken, — um Deinetwillen. Denn Du, sagte ich, seiest von einem Tiger verschlungen worden.

‚Schön', sagte Euphronius in hochmüthigem Ton, ‚und was ists mit der Weisheit der Inder?'

‚Die Weisheit der Inder' antwortete ich, ‚ist ganz und gar dem Pythagoras entlehnt.'

‚Sagte ich Das nicht immer?' rief Euphronius seinen Schülern zu.

‚Immer', erwiderten sie.

‚Als ob ein Barbar einen Griechen belehren könnte!‘ rief er.

‚Es ist schon viel, wenn er im Stande ist, Etwas von ihm zu lernen‘, sagten sie.

‚Pythagoras ging also nicht nach Indien, um bei den Gymnosophisten Belehrung zu suchen?‘ fragte er mich.

‚Im Gegentheil‘, erwiderte ich; ‚er ging hin, um sie zu belehren, und die armsälige Kenntniß göttlicher Dinge, die sie besitzen, ist ganz und gar ihm entlehnt. Seine Mission ist in einem barbarischen Gedicht, Ramayana genannt, geschildert, wo er bildlich dargestellt ist, wie er sich mit Affen verbündet. Er wird weit über das Land hin angebetet als Siva, Kamadeva, Kali, Gautamo Buddha. Die Namen, unter denen man ihn verehrt, kann ich nicht alle aufzählen.‘ Als ich ferner erklärte, dem Euphronius zu Ehren sei am Ufer des Ganges ein Tempel errichtet und ein Fest, genannt Durga Pooja oder das Fest der Vernunft, gefeiert worden, wurde seine Stimmung noch besser und er gewährte mir ohne weitere Bedenken die Hand seiner Tochter. Einige Jahre darauf starb er und hinterließ mir das berühmte Geheimniß, das Dilemma.‘ Nun bin ich das Haupt der Schule und der Begründer der rufinianischen Philosophie. Auch bin ich der Verfasser einiger bewunderten Werke, insbesondere eines Lebens des Pythagoras und eines Handbuchs der indischen Philosophie und Religion. Ich hoffe in Deinem eigensten Interesse, Du wirst Dir nicht einfallen lassen, mir zu widersprechen. Niemand würde Dir Glauben schenken, sprächest Du gegen mich. Auch über Deine Enttäuschung als Werber um Euphronias Hand wirst Du sicherlich bald hinwegkommen. Ich versichere Dich aus aufrichtigem Herzen und der Wahrheit gemäß, daß für einen einarmigen Mann gleich Dir eine Frau wie Euphronia nicht passen würde, sintemalen die Vertheidigung seines Bartes, so sie sich in einem Zustand der Erregung befindet, den Gebrauch beider Hände erfordert, — und auch den der Füße. Aber begleite mich in ihr Gemach, damit ich Dich ihr vorstelle. Wie oft hat sie mein Aussehen im Vergleich zu Deinem getadelt! Nun hoffe ich auf Genugthuung, da sie Dich so dürr wie einen Wolf findet und so schwarz wie Schlacke. Da ich aber gesagt habe, ein Tiger habe Dich verschlungen, wirst Du gefälligst mittheilen, ich hätte Dein Leben gerettet, aber diesen Umstand aus Bescheidenheit bisher stets verschwiegen.“

„In den Schulen der Inder“, sagte Mnesitheus, „habe ich gelernt, man dürfe nicht lügen. Ich will Euphronia nicht sehen, will nicht ihr Ideal von mir noch meins von ihr zerstören. Lebewohl! Möge die rufinianische Schule blühen und gedeihen! Mögen Deine Werke über Pythagoras und Indien die Nachwelt belehren bis hinab ins zehnte Glied! Ich kehre nach Palimbothra zurück, wo ich in Ehren gehalten werde des selben Umstandes wegen, der mich hier dem Spott preisgiebt. Es wird meine Pflicht sein, die Eingeborenen darüber aufzuklären, daß sie dem Pythagoras dankbar zu sein haben, dessen Name nie an mein Ohr schlug, so lange ich unter ihnen weilte.“

London. Richard Garnett.

Hamburger Theater.

Das ablaufende Spieljahr ist für die hamburger Theatergeschichte ohne Frage bedeutender als ein Dutzend seiner Vorläufer. Durch die Gründung des Deutschen Schauspielhauses hat sich heute schon eine frischende Bewegung in der trägen Stauung der hiesigen Theaterzustände, die eine bedenkliche Neigung zum Versumpfen zeigten, bemerkbar gemacht. Wenn auch die hochgespannten Hoffnungen, die man vor und bei der Gründung des neuen Theaters uns mit Trompetenstößen in die Ohren schmetterte, sich zu kleinem Theil erst erfüllt haben, (ich widerstehe an dieser Stelle einer Versuchung, mit dem Grafen Bülow Schiller falsch zu citiren), so sind doch die Kassandra-Weissagungen jener Schwarzseher, die an des Dramaturgen Gotthold Ephraim bekanntes Urtheil über Hamburgs Zukunft als Theaterstadt erinnerten, noch weniger eingetroffen. Es giebt Leute, die den Stuhl in achtzehn Sprachen zu nennen wissen und sich doch immer daneben setzen. Alfred Freiherr von Berger gehört nicht zu ihnen; heute schon sitzt er auf dem Direktorsessel seines Schauspielhauses fest und bequem, — so lange er will. Man munkelt freilich dort, wo man Gräser und Titel wachsen hört, daß es in Wien und auch in Berlin je einen Direktorstuhl geben soll, der dem Baron noch geeigneter für den Schwerpunkt seiner Thätigkeit erscheine. Seltsame Preßgerüchte, die immer wieder an bestimmter Stelle auftauchen, von da durch den Blätterwald fliegen, um als Enten herabgeschossen zu werden, schienen noch in letzter Zeit diese Meinung zu bestärken. Aber sofern es Herrn von Berger ernst um seine Kunst ist, wird er ein halb begonnenes Werk, das gedeiht, nicht sogleich verlassen wollen; weniger die äußere Thatsache, daß er am ersten April seine bisherige Hotelwohnung in Hamburg mit einem eigenen Heim vertauscht hat, als vielmehr die Bedeutung und Geschäftslage seiner Bühne lassen darauf schließen, daß er wenigstens das nächste Spieljahr noch in Hamburg bleiben wird. Die Leitung des neuen Theaters hat kürzlich die Einladungen zum Abonnement auf die nächste Spielzeit ergehen lassen und, statt die ziemlich hohen Eintrittspreise herabzusetzen, wie mancher Pessimist hier klüglich rathen wollte, die Preise zum Theil sogar noch erhöht: ein untrügliches Zeichen dafür, daß die geschäftlichen Aussichten des Deutschen Schauspielhauses nicht übel sind.

Das ahnte man. Interessant aber bleibt, festzustellen, wie und seit wann die Berger-Bühne bei den Hamburgern so beliebt geworden ist. Mit leiser Wehmuth denke ich an das erste Vierteljahr ihrer Spielzeit zurück. Der große Kronleuchter über dem Parquet warf ein schlechtes Licht auf viele Sitzreihen, die ihren Beruf verfehlt hatten. In Gesellschaften und im Café hörte man vielfach die Frage: „Waren Sie schon im Deutschen Schauspielhaus?“ War die Frage an einen echten Hamburger gerichtet, so lautete die Antwort fast immer: „Nein. Die geben mir zu schwere Sachen. Und dann kennt man die Schauspieler nicht.“

Diese beiden Gründe sind charakteristisch für den hamburger Theatergänger.

Der Hamburger alten Schlages ist im Grunde erheblich ernsthafter, schwerblütiger als der Berliner; darum kann er nach fleißiger Tagesarbeit eher ein schweres steak als ein „schweres Stück" vertragen; er sucht sich heiter zu stimmen; er liebt es auch, die alten, ihm vertrauten Darsteller auf der Bühne zu sehen. So hatte das neue Theater anfangs hart zu ringen und die Stimmung war flau. Das wurde mit einem Schlage anders, als kurz vor Weihnachten Kaiser Wilhelm dem Schauspielhause seinen Besuch abstattete. So republikanisch der Hanseat auch ist: die Welt ist rund und man kann bekanntlich sehr wohl, wenn man beharrlich nach Westen steuert, nach Osten kommen. Herr von Berger drang in der Republik durch, sobald er den Monarchen für sich gewonnen hatte. Scherz bei Seite; man sagte sich: „Wo der deutsche Kaiser hinfährt, da muß was los sein". Man ging hin. Es war was los. Und Herr von Berger zeigte sich nicht spröde; er war entgegenkommend: er gab nicht immer so „schwere Sachen". Ach nein, er hielt mit seiner Mission sogar die „Mission" des Herrn Philippi für vereinbar, er gab Kadelburgs Einakter schmerzhaften Angedenkens, Koppel, Schönthan blieben uns nicht erspart, „Flachsmann" und Blumenthals „Strenge Herren": all die lieben alten Bekannten kamen. Und da das einfachste Mittel, Schauspieler in ihrem Fach kennen zu lernen, im Allgemeinen der Theaterbesuch ist, so lernten die Hamburger auch bald die Darsteller des Schauspielhauses kennen, unter denen sie ja auch ein paar alte Bekannte fanden. Und man merkte: die junge Künstlerschaar war mit Eifer bei der Sache und manches frische, interessante Talent war darunter. Das Schauspielhaus kam in die Mode; fortan gabs der ausverkauften Häuser so viele, daß trotz den neunzehnhundert Plätzen, die das neue Theater hat, für das nächste Jahr, wie gesagt, manche Preise noch erhöht werden konnten. Und da sollte Berger zurücktreten?

Wird man nun auch die Leistungen erhöhen? Hoffentlich. Ich habe bei keiner Premiere des Schauspielhauses gefehlt und im Ganzen den Eindruck gewonnen, daß Herr von Berger nicht nur theatralischen, sondern auch literarischen Ehrgeiz hat, der sich in diesem ersten Spieljahr nicht so in Thaten umsetzen konnte, weil das Fundament noch nicht sicher genug war. Es ist wahr: wir haben manchen Kehrricht über die Bühne in der Kirchenallee wirbeln sehen; aber das volle gelbe Korn blieb doch in der Mehrzahl. Von den neuen Werken, die in Berlin Erfolg hatten, hat Berger keins seinem Publikum vorenthalten. Goethe, Hebbel, Schiller, Grillparzer waren mehrmals zu Gast im Schauspielhause; und wenn man fragt, warum Shakespeare, Kleist und Ibsen fehlten, — nun, Herr von Berger mochte sich wohl an den großen Briten nicht eher heranwagen, als bis er sein junges Ensemble fest in der Hand und zu leidlich einheitlichem Stil erzogen hat. Kleist und Ibsen freilich: hier stoßen wir bei dem ehemaligen Literaturprofessor auf eine schwache, allzu schwache Seite; er ist nämlich Ibsengegner — ein hübsches Wort, nicht wahr? — und nach Dem, was er in seinen Vorträgen über Kleist verlauten läßt, ist er nicht weit davon entfernt, Grillparzers völlig schiefes Urtheil über diesen Dichter zu unterschreiben. Den Lesern der „Zukunft" brauche ich wohl über diese . . . Eigenheiten des Professors nichts zu sagen.

Sie sind um so befremdlicher, als Herr von Berger sonst keineswegs in die Enge blickt; er hat schon manche kleine, aber kecke That vollbracht. Er wagte, seinem ziemlich spröden Publikum Courtelines köstlichen „Boubouroche" vorzu-

setzen, er wird im nächsten Jahr, wo er auf sicherem Boden steht und sich freier regen kann, gewiß Größeres wagen und durchführen. Daß er es durchführen kann, dafür bürgt ihm seine zahlreiche, von wirklich glühendem Eifer erfüllte Spielerschaar. Die Stücke sind immer würdig und fein inszenirt, mit den Proben wird nicht gespart („Boubouroche" hat fünfzehn Proben gehabt) und, was mir das Beste an der Regie ist: man kann auf sie das gute Wort anwenden, das Grabbe einst von Immermann sagte: Die Stücke werden hier „so dargestellt, wie der Dichter sie gedichtet hat."

Daß gegenüber den nicht bestreitbaren Erfolgen Bergers die „Vereinigten Theater" (Hamburger Stadttheater, Thaliatheater, Altonaer Stadttheater) einen schweren Stand haben, ist begreiflich. Trotzdem könnten diese Bühnen sehr wohl daneben gedeihen, wenn sie mit dem nöthigen Geschick geleitet würden, denn Hamburg-Altona kann heute sehr gut ein großes Theater mehr unterhalten als vor dreißig Jahren. Es würde sich zwischen den verschiedenen Bühnen auch eine sehr ersprießliche Arbeitstheilung ergeben, wenn das hamburger Stadttheater seine eigentliche Aufgabe in der sorgfältigen Pflege der Oper erblicken wollte und vielleicht daneben sich an ein paar klassischen Dramen genügen ließe; der Thaliabühne, die über tüchtige Komiker verfügt, bliebe dann die „heitere Muse" und das bescheidenere Stadttheater in Altona könnte, zum Theil mit den selben Darstellern, zwischen dem Repertoire der beiden Geschwister wechseln. Freilich darf nicht verschwiegen werden: der bekannte Vertrag des Deutschen Schauspielhauses mit den vierzehn fruchtbarsten Autoren ist für das hamburgische Theaterleben eine Gefahr. Das Schauspielhaus kann das viele frische Futter, das ihm kontraktlich geliefert wird, ja nicht einmal bewältigen; es war schon nah daran, Konventionalstrafe an den Autor zahlen zu müssen, weil der Termin nicht eingehalten werden konnte. Alle Theaterdirektoren zwischen Tilsit und Trier werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie erfahren, daß die neue Bühne in dieser Zwangslage fortwährend Stücke vom Spielplan absetzen mußte, die noch bis zuletzt ausverkaufte Häuser ergaben. Warum überläßt Herr von Berger nicht Blumenthal, Kadelburg, Philippi, Schönthan und Koppel-Ellfeld dem Thalia-Theater? Den Theaterinteressen Hamburgs wäre damit gedient und Bergers literarischem Ansehen würde es gewiß nicht schaden. Aber die Herren Bittong und Bachur, die den „Vereinigten Theatern" vorstehen, tragen selbst die Schuld. Sie haben sich von Berger überrumpeln lassen und müssen zu spät einsehen, daß sie die Konkurrenz unterschätzt haben. Jetzt sind sie wohl aus ihrer Ruhe aufgerüttelt, aber es kommt, wie der Hamburger sagt, „'n Bischen reichlich spät", und als sie neulich „Wenn wir Toten erwachen" ankündigten, konnte man den Säulenanschlag beinahe für unfreiwillige Selbstironie der beiden Direktoren ansehen. Die Spieler der Vereinigten Theater sind denn auch auf ihre beiden Direktoren durchaus nicht gut zu sprechen; ich glaube fast, sie würden ihren Bittong darum geben, wenn sie ihren Bachur loswerden könnten.

Hamburg. Karl Strecker.

Selbstanzeigen.

Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Von G. Th. Fechner. Zweite Auflage, besorgt von Kurt Laßwitz. Verlag von Leopold Voß. Erster Band. Preis 6 Mark.

Am neunzehnten April dieses Jahres ist ein Jahrhundert vergangen, seit Gustav Theodor Fechner in Großsärchen bei Muskau in der Niederlausitz geboren wurde. Der Entdecker der psychophysischen Maßformel, der Begründer der experimentellen Psychologie, der feinsinnige Aesthetiker und tiefblickende Philosoph ist der Vertreter einer Weltanschauung, die das Interesse immer weiterer Kreise auf sich gezogen hat. Denn sie ist geeignet, den beiden scheinbar entgegengesetzten Forderungen gerecht zu werden, die unsere Zeit bewegen. Wir verlangen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit für den Naturlauf, um endlich der Naturwissenschaft die Möglichkeit sicheren Fortschritts zu verbürgen; und wir sehnen uns zugleich nach einer Antheilnahme des Gemüthes an einem allgemeinen, die ganze Welt durchfluthenden Bewußtsein, das der Urquell unserer freien, persönlichen Selbstbestimmung ist. Gerade vor fünfzig Jahren hat Fechner in seinem Werk „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" die Grundzüge seiner Weltanschauung entwickelt, die er dann im Einzelnen ausgebaut hat. Das Buch ist schon lange im Buchhandel vergriffen. Es dürfte daher den zahlreichen Freunden fechnerischer Lehren willkommen sein, zu erfahren, daß die Verlagsbuchhandlung Leopold Voß (Hamburg und Leipzig), bei der die erste Ausgabe von Zend-Avesta 1851 erschien, nun in diesem Jubiläumsjahr das Buch neu auflegt. Der Biograph Fechners, Kurt Laßwitz, der schon die neue Auflage von Fechners „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" besorgte, hat auch die Durchsicht der neuen Auflage von Zend-Avesta übernommen.

Hamburg. Leopold Voß.

*

Die Musik als tönende Weltidee. Erster Theil: Die metaphysischen Urgesetze der Melodik. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Von der metaphysischen Kunstlehre Schopenhauers und von dem Kunstwerk Wagners ausgehend, habe ich versucht, in das innere Wesen der Tonkunst einzudringen und ein Mittel zur Entschleierung ihrer geheimnißvollen Urgesetze aufzufinden. Nachdem Kant die Unmöglichkeit, mit unserer logisch arbeitenden Gehirnerkenntniß die Räthsel der Ewigkeit, des Jenseits und der sogenannten Letzten Dinge zu ergründen, unwiderleglich dargethan, Schopenhauer aber darauf hingewiesen hatte, daß, was der Wissenschaft und selbst der Philosophie verschlossen bleiben muß, unserem Gemüth, nicht unserem Verstand und unserer Vernunft, in den Werken der Kunst klar und deutlich ausgesprochen wird — nämlich das den Erscheinungen der Dinge zu Grunde liegende Wesen —, muß es wohl als die vornehmste Aufgabe der Aesthetik angesehen werden, die Kunst in ihrem innersten Wesen zu erfassen und dieses Wesen gerade dem Verstande und der Vernunft zugänglich zu machen. Da keine Kunst sich so vollständig, ja, fast absolut von der Erscheinungwelt abzulösen vermag wie die Musik, die Schopenhauer sogar die tönende Wiedergabe der vollendetst möglichen Philosophie nennt und die er

deshalb direkt als eine Idee der Welt, eben die tönende Weltidee, hinstellt, so wird auch das Eindringen in das Wesen der Künste im Allgemeinen noch am Ehesten möglich sein, wenn man das Wesen der Musik zum Gegenstand philosophischer Forschungen macht. Allerdings: philosophischer Geist muß über solcher Thätigkeit walten. Keine Wissenschaft bedarf in so hohem Maße einer gründlichen Reform wie die Aesthetik. In keiner Wissenschaft ist so mit hohlen Phrasen herumgeworfen worden wie in dieser. Endlich mußte der Weg verlassen werden, auf dem man aus trockener, abstrakter Reflexion Gesetze für das stets konkrete Kunstwerk abzuleiten pflegte, statt umgekehrt aus den Meisterwerken dieser Künste erst die Gesetze zu entwickeln. Ein Buch nun, das den Versuch macht, das Wesen der Musik aus den Kunstwerken der Musik zu ergründen, ist meine Schrift. Ich gehe zunächst von Wagners „Ring des Nibelungen" aus, weil der Meister dieses Werk selbst als weltumfassendes Gedicht hinstellt und speziell brieflich äußert, es enthalte Anfang und Ende der Welt. Folgerichtig nahm ich nun das Orchestervorspiel zum „Rheingold" als die künstlerische Darstellung des Anfanges dieser Welt und wies es als die tönende Entwickelung des Erdplaneten vom Chaos bis zur Hervorbringung der höchsten Lebewesen nach. Aus der Musik dieses Vorspieles konnte ich nun auf die denkbar einfachste Art und dabei immer an der Hand der schopenhauerischen Metaphysik schreitend, diese aber gleichzeitig ergänzend und korrigirend, die Urgesetze der Melodik entwickeln, die allerdings so einfach sind, daß man nicht begreift, warum sie nicht schon längst gefunden wurden. Diese Gesetze haben die selbe unbedingte Geltung für die gesammte Musik wie die Naturgesetze in ihrem Bereich; da sie aber nicht in der Natur (Physik) wirken, sondern in der von dieser unabhängigen Kunst, glaubte ich, sie mit Recht metaphysische nennen zu dürfen. Um nicht einseitig zu erscheinen, beschränke ich mich nicht darauf, von einem einzigen Ausgangspunkt aus meine Gesetze zu entwickeln, sondern ich thue das Selbe auch außerdem von der diatonischen, beziehentlich chromatischen Tonleiter aus. Dabei enthüllt sich von selbst noch das Gesetz der melodischen Polarität und — mit Hilfe zweier Zeichnungen — die Darstellung des tönenden Individuums und der Charakter der verschiedenen alten Tongeschlechter. Durch praktische, vernunftgemäße Anwendung all dieser Gesetze auf musikalische Kunstwerke kann man einen bisher völlig ungeahnten Blick in die Werkstätte, ja, in das Herz des schaffenden Meisters thun. Man kann den Gefühlsinhalt seiner Werke weit deutlicher in Worte fassen, als es bisher möglich war. Daß dieses Verfahren aber nicht trügerisch, sondern völlig zuverlässig ist, beweise ich an Kunstwerken, deren musikalischer Inhalt durch poetischen Text oder dramatische Handlung außerdem verständlich gemacht wird: Beides muß und wird sich decken. Dies zeige ich an Liedern, besonders aber an Beethovens Ouverturen und an Richard Wagners musikdramatischen Motiven.

Dresden. Kurt Mey.

Ein Reformator als exakter Forscher. Ein Vademecum für den Herrn Pfarrer Dr. Josef Müller zu Pasing bei München. Berlin 1901. Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung.

Herr Müller hat mich wiederholt auf Grund meiner Jean Paul-Arbeiten

mit den schwersten Vorwürfen überhäuft und schließlich versichert, er selbst habe zum ersten Male eine exakte, auf Grund des gesammten handschriftlichen Materials gefertigte Darstellung des äußeren und inneren Lebens des Dichters gegeben. Daß er sich dabei auch gegen meinen religiösen Standpunkt erhebt, wird wohl nicht überraschen, denn er selbst beabsichtigt ja als Herausgeber der Zeitschrift „Renaissance" nichts Geringeres als die Reform des Katholizismus und die Augsburger Abendzeitung begrüßt eben diese Zeitschrift als Kristallisationpunkt zu einer Wiedergeburt des christlichen Lebens in zeitgemäßem Sinne; sie ist, fügt sie hinzu, das einzige Organ seiner Art in Deutschland und hat die Zierden der katholischen Wissenschaft zu Gönnern und Mitarbeitern. Für Jeden, der Herrn Dr. Müller noch nicht kennt, dürften die vorliegenden Blätter ausreichendes Material zur Beurtheilung bieten. Professor Dr. Paul Nerrlich.

Stammbuchblätter des Herrn Modernissimus. Parodistisches und Mystisches. Charlottenburg, Verlag von Max Simson.

Ich halte es nicht für unwichtig, meinem Buch einige Geleitzeilen mit auf den Weg zu geben. Was ich hier geboten habe und bieten wollte, ist nicht nur Parodie und soll es nicht nur sein; vielmehr war es meine Absicht, nicht nur durch die Parodie erheiternd, sondern auch durch die Nachahmung kritisch zu wirken. Wer übrigens denkt, daß ich in dem kleinen, Bierbaum nachgeahmten Gedicht, das ich hier als Probe folgen lasse, versucht habe, seine ganze Dichtungart wiederzugeben, ist eben im Irrthum; hier, wie bei noch vielen anderen Autoren, war es mir nicht möglich, seine ganze Manier, sondern nur, einige seiner prägnantesten Eigenheiten wiederzugeben:

Blumenwiesen-Liedel.

Ich geh' auf einer Wiese,
Da kommt die kleine Lise,
Li-la-Lise
Auf die Blumenwiese,
Guckse! Guckse!
Trallala!
Guckse! Guckse!
Bum!

Kommt im Tanzschrittchen her,
Zottelt wie ein Zottelbär,
Zi-za-Zottelbär
Auf die Blumenwiese her,
Guckse! Guckse!
Trallala!
Guckse! Guckse!
Bum!

Sing' für Dich zwei süße Lieder,
Schenkst mir einen Buschen Flieder,
Flie-fla-Flieder,
Für die süßen Lie-la-Lieder!
Guckse! Guckse!
Wiesentanz!
Guckse! Guckse!
Bum!

Julius Erich Bierleben.
(Rudolf Eger.)

Die amerikanische Krisis.

Man hatte schon längst nicht mehr daran gezweifelt, daß der Taumel, den die Kurssteigerungen an der new-yorker Börse in der internationalen Spekulation hervorgerufen hatte, ein Ende mit Schrecken nehmen müsse. Aber Amerika ist das Land der Ueberraschungen; und so schlug es auch diesmal aller festländischen Logik ein Schnippchen, indem es den Krach nicht in gerader Linie, sondern auf merkwürdig verschlungenen Zickzackwegen eintreten ließ. Denn das Ende setzte nicht, wie allgemein erwartet wurde, mit einem scharfen Rückgang der Eisenbahn-Aktien ein, sondern das Vorspiel bot eine reguläre Schwänze, wie sie in gleicher Heftigkeit bisher überhaupt noch nicht da war. Das Hauptmerkmal der letzten Phase der Amerikaner-Hausse war die beständige Steigerung der Northern-Shares gewesen. Die verschiedenartigsten Gerüchte wurden als ihre Ursache ins Feld geführt, aber Genaueres erfuhr man nicht. Die Steigerung war so außerordentlich abnorm, daß man sich mit einem großen Anschein von Recht überall sagte: Das ist der letzte Taumel vor dem Zusammenbruch. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn die europäische Spekulation Northern-Aktien verkaufte, um von dem schließlichen Zusammenbruch durch billigen Rückkauf zu profitiren. Die Unglücklichen wurden leider zu spät gewahr, daß sie sich unrettbar in einen Irrgang verloren hatten. Zu ihnen gehörten aber nicht etwa berufsmäßige „Fixer", die sich den Amerikanern mit Haut und Haaren verschrieben hatten, sondern sehr viele Händler, die nur klug berechnete Abwickelungsgeschäfte im Auge hatten, als sie auf den amerikanischen Leim gingen. Und Das geschah, weil die eigenthümliche amerikanische Börsenverfassung das Termingeschäft nicht kennt, sondern die sofortige Lieferung der verkauften Stücke verlangt. Zunächst bekamen das Uebel die Prämienhändler zu fühlen, die auf lange Termine Prämien gekauft und die Stücke mit Nutzen realisirt hatten. Sie waren gezwungen, da sie ihre Verpflichtungen doch erst an dem Tag erfüllen konnten, wo die Prämien fällig wurden, sich fort und fort Stücke zur Ablieferung zu leihen, wobei das Leihgeld schließlich viel mehr verschlang, als sie jemals hoffen durften, an der Prämie zu verdienen. In noch viel üblerer Lager aber befand sich die Arbitrage, die in Berlin gekaufte Stücke entweder in New-York oder in London zu liefern hatte und so ebenfalls gezwungen war, Tag um Tag Northern-Aktien hereinzunehmen; dadurch wurde schließlich das Leihgeld bis auf die stattliche Höhe von 60 Prozent getrieben. Für die berliner Arbitrage fiel außerdem noch erschwerend ins Gewicht, daß man hier thörichter Weise den Mediohandel in Northern vor Kurzem aufgehoben hatte, so daß die Arbitrageure gezwungen waren, in Berlin pro ultimo zu kaufen und in London pro medio zu verkaufen. Als nun der Medio-Termin herankam, als die Amerikaner bei den londoner Brokers auf Lieferung drangen und sich weigerten, die Stücke hineinzugeben, sah sich die berliner Arbitrage genöthigt, ihre Lieferung zu suspendiren, da es selbst unter schwersten Opfern nicht möglich war, sie auf ordnungmäßigem Wege zu prolongiren Zu all diesen Schwierigkeiten kam nun auch noch der unselige Umstand, daß die in Europa gekauften Stücke in New-York und London gar nicht ohne Weiteres lieferbar sind, sondern erst nach Umschreibung in die amerikanischen Bücher der Gesellschaft. Diese lästigen und langwierigen Formalitäten bewirkten natürlich noch eine weitere Erschwerung der Lieferung.

Es ist, um den ganzen Vorgang zu verstehen, nothwendig, den Ursachen der Schwänze nachzuspüren, — die diesmal insofern keine Schwänze im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist, als nicht gewöhnliche Jobber den Aktienankauf bewirkt haben, um aus der Zwangslage ihrer Mitmenschen Nutzen zu ziehen. Es handelt sich vielmehr wieder einmal um einen der in der letzten Zeit so üblich gewordenen „deals“: zwei große Finanzgruppen streiten nämlich um die Suprematie in der Northern-Bahnverwaltung. Es handelt sich im Wesentlichen darum, daß die Finanzgruppe Morgan-Hill, die das große Northern Netz in Händen hat, den Ankauf der chicago-burlingtoner Bahn betrieben hatte und die Firma Cuhn, Loeb & Co., die an diesem Unternehmen stark interessirt ist, nun für sich die Mehrheit der Aktien der Northern-Bahn ankaufen wollte, um dadurch indirekt Einfluß über die Burlington-Bahn zu gewinnen. Man mag über diese Deals denken, wie man will — die Mehrheit der Urtheilsfähigen wird sicher meinen, daß hier unter dem Vorwand von Konsolidirungen in den meisten Fällen ein Gaukelspiel getrieben wird —: man ist trotzdem gezwungen, unter dem Gesichtspunkt dieser Deals die letzten Vorgänge zu betrachten; dann aber erscheint die Schwänze als die ungewollte Nebenerscheinung einer wohl überlegten Finanzoperation. Die Richtigkeit solcher Annahme haben die Entrepreneure durch ihr Verhalten auch bewiesen. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, den Ablieferungskurs der Northern-Bahnaktien ganz nach Gutdünken in die Höhe zu schrauben, und sie hätten Das auch gethan, wenn es ihnen nur darauf angekommen wäre, zu schwänzen. Aber zunächst lag ihnen nur daran, die Mehrheit der Aktien in ihre Hände zu bekommen. Deshalb setzten sie auch ziemlich coulante Bedingungen fest, als man vom Kontinent aus mit ihnen in Unterhandlung trat.

Erst ganz allmählich — in dem Maße nämlich, wie man dieser Vorgänge sich bewußt wird — kommt den Berlinern die Erkenntniß, welcher ungeheuren Gefahr sie entronnen sind. Daß die Deutsche Bank zwei ihrer Direktoren nach London geschickt hat, um mit ihrem „Geschäftsfreund“ Morgan zu unterhandeln, ist kennzeichnend für die außerordentlichen Interessen, die für sie auf dem Spiel standen. Man sprach an der berliner Börse davon, daß die Lieferungverpflichtungen der Deutschen Bank in London und New-York sich auf ungefähr 25000 Stück beliefen: man kann sich danach ausrechnen, welche Opfer sie hätte bringen müssen, wenn die Amerikaner rücksichtlos Lieferung verlangt hätten. Aber mit der Deutschen Bank gemeinsam petitionirte die gesammte deutsche Spekulation bei den Amerikanern um Stundung. Direktor Mankiewicz ließ sich vor seiner Abreise von allen berliner Firmen, die sich dazu bereit fanden, eine Liste ihrer Engagements geben, um sie für sie zu reguliren. Es soll eine stattliche Liste gewesen sein, die Herr Mankiewicz mit nach London genommen hat. Und doch darf man als ganz sicher annehmen, daß in jener Liste nicht alle Engagements der berliner Häuser verzeichnet waren. Wie ich von zuverlässigen Leuten höre, hat besonders eine große Reihe kleiner Firmen Bedenken getragen, ihre Engagements der Deutschen Bank mitzutheilen, weil sie befürchteten, dadurch ihren Kredit zu schädigen. Daraus läßt sich am Besten ermessen, welches außerordentlich große Interesse an amerikanischen Werthen in Berlin besteht. Aber gerade der weite Umfang dieser Interessen ist das Bedenkliche an dem Vorgang: denn durch die Suspendirung der Lieferungen ist die Gefahr nur aufgeschoben,

nicht beseitigt. Der Tag wird doch schließlich kommen müssen, wo es sich zeigt, wie viele reine Baisseengagements bestehen; die Stücke werden doch schließlich einmal zur Lieferung gelangen müssen. Selbst wenn zwischen den Gruppen Morgan und Cuhn, Loeb & Co. eine Einigung zu erzielen ist, wird der Kurs, zu dem jene Gruppen ihre Aktien hergeben, noch immer recht hübsch hoch sein. So stehen denn der berliner Börse voraussichtlich noch recht schwere Verluste bevor. Aber auch für die Amerikaner kann die momentane Erregung nicht ohne schwerwiegende Folgen vorübergehen. Zunächst wird sich die internationale Finanzwelt enthalten, auf den amerikanischen Märkten zu operiren. Außerdem aber hat sich jetzt wieder deutlich gezeigt, wie künstlich in Szene gesetzt die meisten amerikanischen Bewegungen sind. Daher wird wohl auch der Enthusiasmus des amerikanischen Publikums sich sehr bald wesentlich abkühlen, so daß es mit dem „boom", wenigstens vorläufig, aus sein dürfte. Der scharfe Rückgang, der in den amerikanischen Werthen eingetreten ist, hat dem dortigen Publikum schwere Verluste zugefügt. Diese Verluste werden wiederum nicht ohne Einwirkung auf die Aufnahmefähigkeit für Industrieprodukte bleiben. Daneben zeigt sich immer deutlicher, wie sehr auch die so viel gepriesene Belebung der amerikanischen Waarenmärkte rein spekulativer Natur ist. So wird, wenn nicht alle Berechnungen trügen, der Anblick der zusammengebrochenen Aktienspekulation schließlich auch die Siedehitze der amerikanischen Industriebegeisterung schnell abkühlen. Damit hat die amerikanische Krise eingesetzt und ein verstärkter Export in die alte Welt wird auch den dickfelligsten Mitteleuropäern bald Angst einjagen.

Plutus.

Notizbuch.

Herr Stoecker kam ein Bischen zu spät; sonst wäre die unter dem beinahe naturalistisch klingenden Titel Branntweinsteuer bekannte Novelle nach dem Willen der Reichstagsmehrheit Gesetz geworden. 199 Männer müssen anwesend sein, wenn der löbliche Reichstag einen staatsrechtlich giltigen Beschluß fassen soll; da am fünfzehnten Mai nur 198 Erkürte im Disputirsaal des Wallotbräus weilten, mußte die Berathung abgebrochen, konnte die in gieriger Spannung erwartete Novelle nicht der Reichsdruckerei zur Veröffentlichung übergeben werden. Die Schuld an diesem Abortus trug der Präsident Graf Balleſtrem. Er hatte die Schlußsitzung, in der sich das Schicksal der Branntweinsteuer entscheiden sollte, auf den Mittwoch vor dem Tage der Himmelfahrtfeier anberaumt und vergessen, daß an diesem Tage die vom Centrum in den Reichstag sistirten süddeutschen Geistlichen die Mittagszüge benutzen mußten, um am nächsten Morgen ihres Pfarramtes zu walten. So brauchte die Opposition — Sozialdemokratie und Freisinn —, der merkwürdig viel daran lag, das fast schon geborgene Gesetz zu vereiteln, die Debatte nur in die Länge zu ziehen: dann konnte der Erfolg ihr nicht fehlen. Des Wunsches Erfüllung förderte Herr Bachem, der ein Langes und Breites zur Geschäftsordnung sprach, — und endlich kam der Augenblick, wo von der Sella verkündet ward: „Der Reichstag ist beschlußunfähig". Wäre Herr Stoecker ein Viertelstündchen früher in den Saal getreten, so blieb den Hoffenden die Enttäuschung erspart. Anmuthig war die Komoedie

nicht; aber wir werden uns in die Sitte gewöhnen müssen, daß eine Minderheit mit allen Kniffen der Mehrheit das Leben sauer macht. Und die Verbündeten Regirungen? Wollten sie das Branntweinsteuergesetz oder wollten sie es nicht? Mysterium. Wenn sie es wollten, konnten sie es nämlich zwei Tage später haben. Graf Bülow aber, so las man, sah lächelnd dem Schiffbruch im Hafen zu und schickte die in den Wahlen Geweihten dann bis zum sechsundzwanzigsten November heim. Uebermäßig viel haben die zu so langen Ferien Entlassenen nicht geleistet. Wenn man die Titel der beschlossenen Gesetze durchliest, wird man finden, daß fast alle, die Seemannsordnung so gut wie das Urheberrecht, bei einer kleinen Schaar Sachverständiger besser aufgehoben gewesen wären als im Schooß der angeblichen Volksvertretung, die ja doch nur aus den von den Fachleuten ihr hingeworfenen Knochen ihr Süppchen zu kochen vermag. Und da wundert sich männiglich, daß die Abgeordneten so ungern in den Reichstagssaal gehen. Was sollen sie denn unter der Kuppel anfangen? Zusehen, wie drei oder fünf Kollegen ein Ragout aus alten Brochuren und Zeitungartikeln anrichten? Allerlei Nothmittel werden jetzt zur Füllung des Hohen Hauses empfohlen. Diäten will der Kaiser dem Reichstag einstweilen noch nicht gewähren. Abkürzung der Legislaturperioden? Das wäre nicht schlecht. Von einer bis zur anderen Wahl vergeht bei uns zu viel Zeit. Wie heute die Dinge in Deutschland liegen, wäre es am Gescheitesten, den Reichstag in jedem Jahr wählen zu lassen. Mehr als eine Sache wird jetzt ja doch nie betrieben und im Lenz pflegt es mit dem Latein immer zu Ende zu gehen. Warum soll man die Wähler da nicht einfach fragen, ob sie für die Umsturzvorlage, das Flottengesetz, die Lex Heinze, den Chinesenkrieg, den agrarischen oder den händlerischen Zolltarif sind? Das wäre Etwas wie ein unseren parlamentarischen Formen angepaßtes Referendum und brächte wenigstens klare, bündige Antworten. Die Angst vor der Massenerregung, die in Wahlzeiten zu erwarten wäre, kann Keinen mehr schrecken; von einem Ueberschwang politischer Leidenschaft darf doch im Ernst nicht gesprochen werden. Doch was man auch beschließen möge: der Reichstag wird leer bleiben, so lange er uninteressant ist. Schon Bamberger, der von Bismarck doch oft recht unfreundlich behandelt worden war, seufzte: „Die Sache macht keinen Spaß, seit man mit dem Großen nicht mehr die Klingen binden kann.“ Und wie langweilig ist die Sache nun erst geworden! Könnten sonst in den größten Blättern täglich Sitzungberichte veröffentlicht werden, aus denen selbst der eifrigste Leser nicht klug zu werden vermag? Wäre der Absatz der Stenogramme sonst so gering? Stellt die Abgeordneten vor Aufgaben, die das Volk interessiren, schickt ihnen Regirungvertreter, die Etwas zu sagen haben, — und das Haus wird voll sein. Sonst nicht.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

In einem der letzten Hefte Ihrer Zeitschrift behandelte Herr Leo Berg die Schulüberbürdungfrage. Seine Ausführungen haben mich zu folgenden Bemerkungen angeregt.

Man hat sich von der Schulreform viel versprochen, auch für einen — um es mit einem Wort auszudrücken — gesundheitgemäßen Lehrgang. In dieser Hinsicht aber sehen wir Eltern mit all unserem Hoffen und Harren uns traurig getäuscht.

Den Aerzten sind wir Eltern gewiß dankbar, wenn sie — wie aus den Notizen

der Tageszeitungen über den ... kottbuser Aerzteverein hervorgeht — die Führung im Kampf gegen eine weitere Gesundheitschädigung der Schüler höherer Lehranstalten übernehmen. Die Armee aber für jene Führer haben wir Eltern zu stellen. Sehr mit Unrecht haben wir die Ueberbürdungfrage wie diejenige der Unterrichtsreformirung Anderen, insbesondere den Lehrern, zu beantworten fast ganz überlassen, statt uns zu organisiren und das Gewicht unseres Willens kräftig in die Wagschale zu legen. Wir Eltern sind aller Betheiligung an dem Ergehen unserer Kinder beim Unterricht systematisch entwöhnt worden. Wäre es zu viel, wenn in jeder Schule eine Woche lang während eines Schulhalbjahres Eltern und Erzieher dem Unterricht ihrer Kinder beiwohnen dürften, ja, dazu eingeladen würden? Ist es in der Ordnung, daß wir uns von dem Verlauf der Schulstunden unserer Kinder nicht durch den Augenschein überzeugen? Wir wollen die Lernfreudigkeit unserer Kinder bewahrt haben. Es ist unsere Pflicht, uns das Recht, den Unterricht daraufhin zu beobachten, zu erringen. An eine solche Woche müßte sich eine Konferenz zwischen Eltern und Lehrern schließen mit freier Aussprache und Fragekasten-Beantwortung: daraus würden beide Theile Nutzen ziehen. Noch ein Zweites. Wenn die Schulen — auch die höheren — ihre Kurse auf mittelmäßige Fähigkeiten einzurichten gezwungen sind, wenn für ganz Unbegabte und Abnorme an den berliner Gemeindeschulen ein gesonderter Unterricht, mit Recht, eingeführt worden ist: liegt denn der Gedanke dann so fern, auch für vorzüglich Begabte eine besondere Veranstaltung zu treffen? Früher ließ man Schüler, die Außerordentliches leisteten, eine ganze Klasse überspringen. Das ist, aus Furcht, eine Art Schüler-Virtuosenthum zu züchten, abgekommen. Wenn aber die Klassenziele die selben blieben und nur dadurch mit einer geringeren Stundenzahl erreicht würden, daß Begabten und Lernbegierigen nicht Alles vielmals erklärt und mit ihnen immer wieder repetirt zu werden braucht, wenn durch eine solche Veranstaltung Eltern nur eben die Möglichkeit verschafft würde, die freie Zeit solcher Söhne zu einer Ausbildung nach ihrer Eigenart zu benutzen, so könnte daraus viel Segen erspriessen. Vielleicht würde ein ernster Versuch dieser Art in einer Stadt von fast zwei Millionen Einwohnern einen unerwartet großen Erfolg haben. Mit der größten Werthschätzung

Ihr ergebenster
H. Scherk."

* * *

Die Berliner Sezession hat ihre dritte Kunstausstellung eröffnet. Wer, wie ich, nur in dem Katalog blättern kann, wird von Sehnsucht nach dem Haus in der Kantstraße gepackt werden. Von Alberts bis zu Zügel: eine stattliche Liste. Israels ist da, den die Meisten nur aus Reproduktionen, nur als einen starken Anreger kennen. Sechs neue Böcklins. Die Brüder Maris, deren aparten Ton die aus Holland heimkehrenden Kunstpilger uns so oft priesen, Monet und Renoir, Whistler und Lavery, Rodin, Charpentier, Meunier, Segantini und Zorn; und von den Deutschen die Feinsten. Es muß eine Lust sein, durch diese intimen Säle zu streifen. Und es ist kein kleines Verdienst des Herrn Max Liebermann und seiner Freunde, daß sie die alljährlich am Lehrter Bahnhof paradirenden Offiziellen so rasch und völlig aus dem Felde geschlagen haben. Die Thatsache, daß die Sezession tausendmal interessanter ist als die gräßlich berühmte Große Berliner Kunstausstellung, ist nicht mehr zu leugnen. Welche Seligkeit schon,

daß man vor den Becker, Saltzmann, Knackfuß & Co. sicher ist! Hier ist wirklich die Möglichkeit gegeben, einen beträchtlichen Theil des Besten kennen zu lernen, was in neuster Zeit aufrechte Künstler geschaffen haben; und in dem knappen Raum spürt man das stille Walten eines gebildeten Geistes. Dieser kaum noch bestrittene Erfolg ärgert allerlei Leute. Und wer wäre zum Wortführer dieser Verärgerten geeigneter als Professor Ludwig Pietsch, wer näher dazu als er, für Die um Werner die traurige Ritterschaft zu wagen? Zwar kann selbst er, der Jahrzehnte lang in endlosen Artikeln die schlimmsten Schinken gelobt hat, nicht darüber hinweg, daß in den Sälen der Sezession schöne Sachen zu sehen sind. Von 146 in vier Sälen ausgestellten Kunstwerken muß er 81 lobend erwähnen. Nur Trübner findet er „lächerlich, widerlich, gräulich"; und von Rodin, den Kenner das stärkste plastische Genie des Jahrhunderts genannt haben, sagte er, eine kleine Gemeinde „preise ihn viel". Der ganzen Rezensirerei aber schickt er eine Einleitung voraus, die in jeder Silbe verräth, wie schwer dem Herrn Professor diesmal das Lob ward. Da hatte Liebermann in der Eröffnungrede — ohne Angabe der Quelle — das berühmte Wort Schopenhauers citirt: „Vor ein Bild hat Jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde, und, wie Jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen". Schöner und schlichter konnte die Ehrfurcht vor ernstem künstlerischen Schaffen nicht ausgedrückt werden. Herr Pietsch ahnt natürlich nicht, aus welchem Munde das Wort stammt; er möchte auf seine alten Tage ironisch scheinen und fragt, ob man „auch jede Schmiererei von Stümpern und talentlosen Sudlern, wie so viele in dieser Ausstellung verstreut sind", wie einen Fürsten betrachten solle. Er benutzt also, auf seine Weise ganz schlau, die Gelegenheit, um bei der annoch gläubigen vossischen Gemeinde das Vorurtheil zu wecken, in der Sezession wimmle es von Schmierern, Stümpern, Sudlern. Dieser Aberglaube wird dann durch die Behauptung genährt, man begegne in der Kantstraße „recht vielen Solchen, deren Eigenes so elendes Gefasele, so wüstes Zeug ist, wie es freilich noch nie von einem Anderen gesagt worden war". Und so geht es weiter; immer in dem selben Deutsch, immer mit der selben Unparteilichkeit. Das Musterstück einer gehässig färbenden Kritik. Der Sezession wird sie nicht schaden. Und Manchem mag es gleichgiltig dünken, ob Herr Ludwig Pietsch, dessen Sündenregister schon ganze Bände füllt, wieder einmal zeigt, daß er Herrn von Vogtländer — zu dem er sich leider nie öffentlich als Schwiegervater bekennt — für einen viel größeren Künstler hält als die Monet, Rodin, Klinger und Trübner. Deutsch schreiben lernt er nun doch nicht mehr und ernst wurde er schon nicht genommen, als er sein berüchtigtes Urtheil über die Echtheit eines Meissonier abgab. Mag sein. Aber wie vielen Talenten hat dieser Todfeind der Kunst und der Sprache den Aufstieg erschwert! Er trägt einen wesentlichen Theil der Schuld daran, daß Berlin als Kunststadt so rückständig geblieben ist. Alle, die nicht zum offiziellen Klüngel gehören, wissen es, Alle ballen gegen den Schädling die Faust, — in der Tasche; offen tritt selten ihm Einer entgegen. Ist der Mann wirklich so stark, so furchtbar gefährlich? Seine Stärke beruht darin, daß seine Kritiken nicht gelesen, sondern nur überflogen werden. Würden sie, all in ihrer Lüderlichkeit, gelesen, dann könnte sogar die Gnade des Geheimen Justizrathes Lessing den Herrn Professor nicht halten, dem zu publizistischer Thätigkeit höherer Art jede Vorbedingung fehlt, und Herr Pietsch müßte sich endlich mit der Rolle des Parade- und Ballreporters begnügen.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur in Vertr.: Dr. S. Saenger in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.